Der Bazar.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 10. Monatlich vier Nummern. Berlin, 26. Februar 1894. Vierteljährlich 2½ Mark. 40. Jahrg.

Die nächste Nummer (11) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Deshalb...

Skizze von Hans Land.

Nachdruck verboten.

Er ging schweigend an meiner Seite. Das Meer ebbte weit draußen, und die flimmernde Julinacht lag auf dem weißen Sande, in den wir, bei jedem Schritt tief einsinkend, heimwärts stapften. Wir hatten unsern Badesitz nicht in dem stolzen Westerland, sondern in dem bescheideneren Wennigstädt genommen, von dem man das erstere durch einen Strandspaziergang von fünf Minuten bequem erreichen konnte. Und wir pilgerten täglich hinüber zu diesem toll belebten Strande, zu diesem bunt bewegten Badetreiben. Zwar die Dünen ragten in unserm Wennigstädt majestätischer gen Himmel, und die See rauschte gleichsam eindringlicher in dieser dörflichen Einsamkeit, aber täglich gingen wir hinüber. Er, der nun so schweigend neben mir ging, er schleppte mich täglich mit hin. Und nun wurde es dunkel und, wie allabendlich seit einer Woche, kehrten wir zusammen heim. Ich fühlte, weshalb er heute so einsilbig war. Ich wußte, was ihn so stumm machte.

„Georg,“ sagte ich, „du benimmst dich falsch.“

Er seufzte nur.

„Sieh mal, Georg, daß du das Mädel gern hast, ist ja kein Wunder; ich habe solche Saphiraugen freilich noch nicht gesehen. Es überläuft einen heiß und kalt, wenn sie sie aufschlägt — aber . . .“

„Aber was?“ fragte er traurig.

„Man muß doch ein bißchen auf sich halten, Mensch! Du siehst doch, sie will auf nichts eingehen. Das richtige Berliner Pflänzchen übrigens: das Mäulchen wie geschmiert, die Zunge spitz, spinös wie der Teufel und kalt wie eine Auster. Was willst du denn mit der anfangen? Schäm' dich doch! Wer wird denn einem Mädel nachlaufen! Ganz falsche Methode. Ich warte, bis man mir zeigt, daß man mich mag.“

„Und wenn man dich nicht mag?“

„Dann läßt man's halt bleiben! Aber einen Kerl wie dich um einen solchen Fratz sich vergeblich bemühen zu sehen — das — das regt mich auf. Ich kann das nicht vertragen! Wirf dich doch nicht so weg!“

„Wenn ich sie nur nicht so grenzenlos lieb hätte!“

„Hab' sie doch lieb, so viel du willst, bloß zeig's ihr nicht! Wer wird sich denn so ducken! Das macht sie ja erst recht nur hochnasig. Fühlt sich zu sicher — der Balg. Wenn du sie laufen läßt, paß auf, dann kommt sie dir von selbst. Hast ja keine Ahnung davon, wie man ein Mädel nimmt.“

„Was soll ich denn thun?“

„Das will ich dir sagen. Bist du nicht wieder morgen früh zum lawn tennis befohlen?“

„Ja, um zehn ist Ebbe, da wollten wir spielen.“

„Natürlich. Und du hast zugesagt?“

Georg nickte.

„Und ich muß selbstverständlich wieder mit?“

Er nickte wieder.

„Du,“ sagte ich, „wir lassen sie sitzen. Wir gehen morgen nicht.“

„Nein!“ rief er hastig, „wir müssen, ich hab's ja versprochen.“

„Na, zum Teufel, so schicken wir eine Depesche und sagen ab.“

„Womit wollten wir uns denn wohl entschuldigen?“

Ich lachte laut. „Entschuldigen! Schafskopf! Bist du ihr Diener? Wir gehen eben nicht. Haben keine Lust. Sind nicht aufgelegt.“

Georg blieb stehen. „Ich bitte dich,“ sagte er, „so kann man doch mit einer Dame nicht umgehen.“

„So, warum denn nicht? Sie geht ja mit dir gerade so um!“

„Es ist wahr, sie ist manchmal recht rücksichtslos und anmaßend gegen mich.“

„Du thust aber, als sähest und hörtest du nichts. Ein Blick von ihr und du bist hypnotisiert. Ekelhaft, das mit anzusehen — solch einen Weiberdrill.“

Er sah mich an mit seinen großen träumenden Kinderaugen.

„Was soll ich denn aber thun?“ sagte er. Es klang so hilflos. Mein Junggesellenherz empörte sich. „Wenn du selber zu dumm bist,“ schrie ich, „so höre auf klügere Leute und laß die Mamsell morgen sitzen.“

Er biß sich auf die Lippen, mit geballten Fäusten ging er neben mir her. Dann that er einen tiefen Atemzug. „Gut,“ sagte er, „abgemacht, wir lassen sie morgen sitzen.“

„Topp!“ Ich reichte ihm die Hand hin. Er schlug ein. „Recht so, mein Junge.“

Ich brachte seine liebsten „Fälle“ aufs Tapet, Knochenbrüche, bei deren Erwähnnng seine heiße Chirurgenseele sonst aufgelodert. Es verfing aber nichts diese Nacht. Schweigend schleppte er sich neben mir her mit müden Schritten. Keuchend erkletterte er die große Dünentreppe hinter mir, da wir Wennigstädt nun erreicht hatten. Kaum, daß er mir noch Gutenacht bot. Ich glaube, er schlief keine Stunde.

Blaß und übermüdet stand er am nächsten Morgen vor meinem Bett.

„Wir baden doch heute in Westerland?“ fragte er.

Ich richtete mich auf. „Was haben wir gestern abgemacht, he?“

Er antwortete nicht, er schlich geduckt an seinen Waschtisch. Beim Kaffee setzte er noch einmal an. „Glaubst du denn, man kann von hier aus nach Westerland depeschieren?“ fragte er. Dabei errötete er tief über diese Frage. Nicht allein, weil er im Moment, da er sie that, fühlte, wie dumm sie war, sondern vielmehr, weil er sich schämte, so schwach zu sein, daß er noch immer mit dem Entschlusse kämpfte, dies Mädchen heute nicht zu sehen.

„Komm,“ sagte ich statt aller Antwort, „wollen die Depesche gleich besorgen.“

Erschreckt sah er mich an, dann stand er auf und folgte mir. „Komm erst noch einen Augenblick mit auf die Düne,“ bat er.

„Gut.“

Wir stiegen hinauf. Tief unten weitete sich das Meer, glatt wie ein Teppich; der Flimmer und der Glanz des wolkenlosen Julihimmels lag darüber Der Sand strahlte wie eine nach beiden Seiten sich endlos streckende Straße, die mit gelblichem Marmor gepflastert war, und die Brandung, die in kurzen Wellen an das Ufer schlug, sandte nicht viel mehr als ein raunendes, friedvolles Gesäusel zu unserer Höhe empor. Das lange spitze Dünengras schwankte wie im Rausche taumelnd von einem sanften Morgenwind umkost.

Georg sah mit leuchtenden Augen umher. „Du!“ rief er, „ist das nicht wie ein Festtag, der sich erhebt? Ist das nicht, als setze nun alles ein zu dem jauchzenden Bacchanal von strahlendem Licht, von brütender Wärme, von glänzenden Farben und wehendem Duft, zu diesem Bacchanal, das der Julitag an diesem Nordseeufer feiert?“

Die Liebe, dachte ich, die Liebe — was macht sie aus meinem sonst so einsilbigen und nüchternen Jungen. Und richtig, da hatten seine Augen sich schon festgesogen. Mit dem Ausdruck unendlicher Sehnsucht starrte er nach links hinüber, da die Türmchen der Westerländer Strandbauten aus dem flimmernden Lichte auftauchten.

„Die Depesche, Georg, die Depesche!“ mahnte ich.

Es ging ein Zucken über sein bartloses Gesicht, ein schmerzliches Zucken. Hastig hob er die Hand und strich gequält über seine Augen. Donnerwetter, nahm der den Krempel ernst, das bißchen Liebe, diesen dummen Weibersport! Ich setzte nun meine überlegenste Mentormiene auf und hielt dem Burschen folgende Standrede: „Du bist nur ein halbes Jahr jünger als ich, ein Jahr länger sogar praktischer Arzt, und dies alles hält dich leider immer noch nicht ab — ein ganz dummer Junge zu sein. Wir haben unter Zurücklassung unserer beiderseitigen trostlosen Praxis diese kostspielige Nordseetour zur Erholung unternommen, und du mißbrauchst diese Ferientage in der unerhörtesten Weise. Den ersten besten

Diner- oder Hochzeitstoilette.

(Beschreibung Seite 110.)

Backfisch, der dir den Weg kreuzt, fängst du dir ab, um ihn sentimental anzuhimmeln, seinen Sultanslaunen dich dienstbar zu machen, eine Werther-Episode zu mimen, kurz — eine Rolle zu spielen, die einem königlich preußischen Arzte nett ansteht. Was soll nun aus der Sache werden? Mache dir klar, daß dieser Balg mit den empörend schönen Augen über noch empörenderes Geld verfügt; halte dir vor, daß der Alte, ein ehemaliger erfolggesegneter Großdestillateur, so etwa eine halbe Million Mark mitgiebt, wie der Kurklatsch bereits ermittelt hat, bedenke, daß mein Freund Krüger sonach vor meinen Augen den anmutigen Part eines bäderabklappernden Mitgiftjägers mit Grazie, aber leider bisher ohne Erfolg übernommen hat."

„Pfui Teufel," schrie Georg, „glaubst du das von mir?"

„Ich? Nein. Es handelt sich ja um meinen besten Freund. Aber die anderen . . "

Er zuckte die Achseln.

„Und — hm — das Mädel selbst . . ."

„Donnerwetter!" brüllte er. Jetzt saß der Hieb. Wütend blickte er nach diesem verwünschten Westerland hinüber, wo der Millionenbackfisch sich wahrscheinlich gerade mit dem ganzen Stolze des väterlichen Schnapsreichtums gürtete, um diesen verliebten Jungen einen schönen Julitag lang von neuem zu malträtieren.

„Na also — Georg — also die Depesche — vorwärts!"

Da klappte er wieder zusammen.

„Eine abscheuliche Gabe hast du," murrte er, „eine abscheuliche Manier, einem alles in den Schmutz zu zerren! Du — du — eine — eine Harpyiennatur bist du! Jawohl — das bist du!"

„Ich quittiere diesen Dank für mein aufrichtiges und erprobtes Freundesinteresse," sagte ich barsch.

Nun wurde er wieder weich. „Ich bin gereizt, siehst du, sei mir nicht böse. Ich habe ja garnicht die Absicht, diese Liebesgeschichte tragisch zu nehmen."

Ich hustete ironisch.

„Ich versichere dich — nein! Ich habe die Kleine liebgewonnen — sehr — aber — aber, mein Ehrenwort, ich denke nicht anders an sie, als an das Meer, an diese weiche Luft, an diesen strahlenden Sonnenglanz. Ja, lache nur — sie ist mir — ist mir nichts anderes, als eine Herrlichkeit mehr in diesen himmlischen Freiheitstagen. Ich wallfahrte zu ihr, wie du und die anderen an das Meer ziehen, zu den Bergen, in Thal und Grotten. Sie ist für mich, was der Sommer ist, eine Gabe jauchzender Festnatur, an der ich mich erfreue, wie ihr anderen alle auch, und das ich ziehen lassen werde, bedauernd aber still, wie die Ferienruhe und den Sonnenschein im Herbst. Warum willst du mir das mißgönnen? Es macht mich doch nicht schlechter. Sicher nicht. Setzt es mich etwa herab, daß ich jemanden gern habe, der diese Neigung — sagen wir, nicht in demselben Grade erwidert. Ich sehe darin nichts Unwürdiges. Du, zehn Tage haben wir hier noch, dann geht es zurück in Alltag und Nüchternheit, elf lange Monate bis zum nächsten Aufatmen. Du — willst du mir die paar Tage wirklich mutwillig verderben?"

Er stand vor mir und sah mich bittend an. Ein kompletter Schwärmer war er geworden, sein Gefühl wies eine Weichheit, die mich fast rührte. Aergerlich stocherte ich mit meinem Stock in dem weichen Dünensand herum. „Schön," rief ich, „sag' es doch knapp und klar heraus, du willst die Depesche nicht abschicken!"

„Nein," murmelte er beschämt.

„Du willst nach Westerland?"

Er nickte.

„Und ich, natürlich, soll wieder mit!"

„Bitte — ja . . ."

„Hol dich der Teufel!" schrie ich. „Also los!"

Wir gingen hin, er immer drei Schritte voraus. Er sang und schrie, warf seinen Stock jauchzend in die Luft, und einmal faßte er mich um den Hals und küßte mich. „Schaf" war alles, was ich auf diese Dummheiten erwidern konnte.

Na — es ging gut diesen Morgen. „Sie" hatte sich in Weiß geworfen, ein leuchtendes, schneeiges Flanellkleid, von einem Teufelskerl von Schneider mit verbrecherischem Raffinement — gedichtet geradezu. Auf den schweren Blondzöpfen thronte ein rundes, englisches Hütchen, natürlich gleichfalls schneeweiß mit einem glatten Bande. Kleine Strandschuhe aus weißem Segeltuch, offen selbstverständlich, schwarze Strümpfe, denen die Bourbonenlilie in weißer Seide, in Form von kleinen Sternen eingestickt war. Um die Taille ein goldblitzender Metallgürtel, in dem drei Rosen steckten. Na — sie hatte Maske gemacht, um einen festeren Kerl um den Verstand zu bringen als meinen armen Georg. Ich haßte sie, so süß sah sie aus. Ich haßte sie und ihre blauen Unschuldsaugen, die heute die reine Türkisenfarbe wiesen.

Das lawn tennis ging los unten am Strand mit ein paar anderen Berliner Gänschen. Mich mochte sie nicht sehr, die weiße Maus, sie hatte bald gemerkt, daß mir mein Junge zu schade war für ihren Gamaschendienst. Andererseits brauchte sie mich, da heut ein anderer Herr nicht da war, dem gegenüber sie meinen armen Kerl demütigen konnte. So fing sie denn notgedrungen ein sauersüßes Spiel mit mir an, kokettierte, neckte, machte sich niedlich, schnitt mir die Cour, so daß der arme Junge dastand und mich mit mißtrauischen Blicken maß. Er haßte mich bereits, wenngleich ich mich sehr reserviert hielt. Aber das reizte gerade die weiße Maus, und nun verstieg sie sich dazu, mich „mein liebster Doktor" zu titulieren. Georg wandte sich ab. Na — es war ihm recht. Ich hatte kein Mitleid mehr mit ihm. Er toggenburgte sie an, daß einem übel wurde, und die Berliner Gänschen wagten bereits ein ironisches Geschnatter über den verliebten Doktor Krüger. Da fuhr ich denn mit einem Donnerwetter dazwischen und versicherte mit Stentorstimme, daß mein Freund ein viel zu reifer Mann sei, um im Handumdrehen sein Herz zu verlieren. Ihm gälten, bei seiner Eigenart, Herzens- und Geistesgaben naturgemäß mehr als ein bißchen äußerer Flitter.

Na, das war grob und das Dümmste, was ich sagen konnte, denn „sie" quittierte mir diese Frechheit mit einer eisigen Abkühlung und rächte sich auf die schlimmste Weise, indem sie sich von dieser Minute an ganz ausschließlich damit beschäftigte, aus meinem Freunde einen lächerlichen Brackenburg zu machen, einen mondsüchtigen, faselnden, verhimmelnden Schneidergesellen, so daß mir fast die Geduld ausging. Beim Frühstück im Strandhotel mußte er ihr vom Büffett nacheinander einen großen Teller, einen kleinen, eine frische Serviette und einen Zahnstocher holen. Er apportierte wie ein begabter Pudel. Ich brach in der Wut zwei Weingläser entzwei. Na — es war reizend. Ich wagte den Vorschlag, er sollte nach dem Frühstück mit mir nach Wennigstädt zurück, kam aber schön an. Ihre Hoheit — die weiße Maus geruhten zu bestimmen, daß wir sie nach Munkmarsch zu einer Segeltour im Wattenmeer zu begleiten hätten. Georg studierte den Fahrplan, der nächste Zug nach Munkmarsch ging in zwanzig Minuten, und im nächsten Moment waren wir bereits auf dem Wege zum Westerländer Bahnhof. Ich ging mit, um diesen Esel von Georg nicht ganz ohne Beistand zu lassen, wenngleich ihre Hoheit mich fortan absolut ignorierte. Dafür ersuchte die Mama, die sich uns angeschlossen hatte, um meinen Arm, was bei ihrer Korpulenz auf deutsch bedeutete, daß ich sie bis zum Bahnhof in Schlepptau zu nehmen hatte. Hierzu las sie mir ein Privatissimum über den modernen Schwindel in der Destillierbranche, und wie besonders dieser neu erfundene „Advokat" (id est Eiercognak) ein diabolisch schwindelhaftes Elixir sei. Ich raste vor Wut Das mußte mir passieren! Das waren so meine Ferienvergnügungen!

Die Segeltour ging vor sich. Die Frau Mutter wurde seekrank, obgleich die See glatt lag wie ein Tümpel, und nun kam das Diner. Georg hatte den Schmelzpunkt erreicht, er schob der weißen Maus eine Fußbank unter und erglühte vor Seligkeit bei jeder noch so harten Aeußerung von Nichtachtung, mit der sie sich an ihm verging. Ich tröstete mich über diesen Liebesfron mit Beispielen aus allen Schichten der Kultur- und Weltgeschichte, hielt mir Simson und Delila, Herkules und Omphale vor und konnte doch nicht darüber hinweg, daß mein Junge sich so scheußlich verrannt hatte.

Das Diner dauerte gute zwei Stunden, ich aß aus Wut für drei. Es war bei der Mehlspeise, als Georg zur Maus sagte: „Augen haben Sie, Fräulein Elli! Augen! . . ."

Sie wandte ihm den Rücken. „Langweilen Sie mich nicht!" sagte sie grob.

Das ging mir denn doch über den Spaß. Ich sprang geräuschvoll auf, wünschte gesegnete Mahlzeit und ging. Wo ich hin wollte, fragte die Mama

„Frische Luft schöpfen."

„Laß ihn doch," piepste die Maus.

Georg guckte sich gar nicht nach mir um. Nun überließ ich ihn seinem Schicksal und schob ab. Es war fünf Uhr. Die Sonne lag brütend auf dem Strande, die tausend bunter Fähnchen, mit denen die „Sandburgen" geschmückt waren, hingen müde und schlaff an den Stöcken. Auch ich war schläfrig und legte mich in den Sand, in diesen schneeweißen, sammetweichen Sand, schloß die Augen und dämmerte ein wenig vor mich hin.

Da war mir's, als riefe mich jemand. Im nächsten Moment fühlte ich mich an der Schulter gepackt. Ich schnellte schlaftrunken auf, schweißtriefend und glühendrot stand Peter Brodersen vor mir, der fünfzehnjährige Junge unserer Wirtin in Wennigstädt.

„Herr Doktor," keuchte er, „ich suche Sie — seit zwei Stunden — in ganz Westerland. Das hier — ist gekommen — für — für Doktor Krüger. — Mutter hat es aufgemacht, weil — weil — wir wußten nicht, ob Sie vor Abend nach Hause kommen — und da bin ich hergelaufen damit — und eben erst jetzt finde ich — Sie — hier." — Er schnappte nach Luft und hielt mir das erbrochene Telegramm hin. Ich riß es ihm aus der Hand.

„Mutter soeben sanft verschieden. Marie."

Ich fuhr auf. Gerechter Gott — seine Mutter! . . . Ich war halbtot vor Entsetzen. Mechanisch — halb im Traume sah ich nach der Uhr — es war halb sieben. Ich hatte hier anderthalb Stunden geschlafen.

Und Georg — und die Maus — und das Telegramm — und seine Mutter . . .

Meine Gedanken verwirrten sich. Eine bleierne Traurigkeit drückte mich nieder. Aber ich raffte mich auf mit Gewalt. Hier hieß es, die Gedanken zusammennehmen. Ich gab dem Jungen eine Mark und schickte ihn heim.

Dann überlegte ich: das Telegramm war heute vormittag elf Uhr in Hamburg aufgegeben. Die Frau war also diesen Morgen verschieden. Jetzt war es dreiviertel sieben, und weder Schiff noch Zug ging heute noch nach Hamburg. Abreisen also konnte Georg ehestens morgen früh um fünf.

Gut, es war also Zeit, ihn ruhig und vorsichtig auf dieses furchtbare Unglück vorzubereiten.

Ach — mein armer Junge!

„Herr Doktor — Herr Doktor!"

Die Alte rief mich. Da kamen sie an, sie und die Maus. Georg war nicht dabei.

„Wo stecken Sie denn? Sie Ausreißer?" rief die Mutter.

„Wo ist mein Freund?" fragte ich fast barsch.

Die Maus hob die Oberlippe etwas spöttisch. „Ich habe ihn zur Post geschickt," sagte sie, „er besorgt mir nur ein paar Marken."

In meiner Ratlosigkeit zerknitterte ich das Telegramm in meinen Fäusten. „Mein Gott!" seufzte ich.

„Was ist Ihnen denn?" fragte die Alte.

Ich reichte ihr die Depesche.

„Für meinen Freund gekommen," sagte ich dumpf.

Die Alte schrie auf. Die Maus riß ihr die Depesche aus der Hand und überflog sie.

„Herr Jesus!" stammelte sie und wurde blaß, so weiß wie ihr weißes Kleid, so weiß wie frischer Schnee. Sie sah mich an, die Maus, mit ihren tiefen, blauen Augen, ihre glühenden, roten Lippen bebten. Sie wandte sich ab.

Wir schwiegen alle drei. Die rauschende Musik der Badekapelle dröhnte wie schneidender Hohn mit ihrem eben beginnenden Abendkonzert in unsere Trauer hinein.

Da kam er gesprungen — Georg.

Ich steckte die Depesche hastig ein, flüsterte noch rasch: „Nichts merken lassen!" und wandte mich dann zu ihm.

„Na Junge, wo steckst du denn?"

Er antwortete nicht, sondern schnellte auf das Mädchen zu und überreichte atemlos und devot die gewünschten Marken. Ich sah die Maus gespannt an, sie wurde plötzlich rot, blutrot bis an die Schläfen. „Mein lieber Doktor," sagte sie, „mein lieber Doktor, ich danke Ihnen."

Sie reichte Georg beide Hände hin. Er fuhr zurück. Er stand da wie versteinert, er starrte sie an — ganz verwirrt von dieser plötzlichen Gunst.

„Wollen Sie mir Ihre Hände nicht geben?" fragte die Maus. Es klang so weich. Er schlug ein. Es war wie ein unterdrücktes Jauchzen, dieser Ton, den er ausstieß. Georg sah mich an, die Mutter, das Mädchen und griff dann an seine Stirn, als fasse er dieses neue und glänzende Glück nicht, diese Seligkeit, daß sie ihm freundlich geworden, daß sie ihn mochte, mit einemmale nun — sie — die Maus — die weiße Maus.

„Gehen wir in die Dünen," sagte ich und bot in meiner weichen Stimmung selbstlos der Alten den Arm.

Georg stand ratlos da, die Maus sah ihn an mit ihrer ganzen Huld. Aber er getraute sich nicht. „Wollen Sie mir Ihren Arm nicht geben?" fragte die Maus.

„Hurra!" schrie er. „Hurra!" Und dann ging es in die Dünen.

Er vor uns her, sein Mädel am Arm. Er sprach hastig auf sie ein in seiner fiebrischen Glückseligkeit, er schwenkte seinen Stock mit der Linken, jede Bewegung an ihm war Jauchzen und Jubel.

„Wann wollen Sie es ihm denn sagen?" fragte mich die Mutter.

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude . . ."

Georg schmetterte es droben in den Dünen und jauchzte laut über das Meer hinaus.

Ich griff nach meiner Tasche, nach dieser verhängnisvollen Depesche. Das Papier knisterte wie von elektrischen Funken.

„Ich weiß nicht," erwiderte ich, „ich weiß nicht, wann ich es ihm sagen soll. Er ist so froh heute, so glücklich, und da soll ich ihn nun herausreißen mit rauhen Händen . . ."

Da sang er wieder droben:

„Feierlich schalle der Jubelgesang
Schwärmender Brüder beim Becherklang."

Mir war so weh zumute.

„Sagen Sie es ihm doch heut abend erst," sagte die Mutter, „heut abend auf dem Heimwege."

„Jawohl," antwortete ich, „ja, lassen wir ihm diesen Tag des Jubels — es sind ihrer so wenige im Leben."

Wir stiegen hinauf. Da saßen die beiden im Dünengras. Er sah ihr in die Augen, sie blickte ernst auf die See hinaus, auf die der glühende Sonnenball in feuriger Lohe niedersank. Er hielt ihre Hand. Dann plötzlich sprang er auf, riß eine Postkarte aus der Tasche und einen Bleistift und rief: „Jetzt schreibe ich! An wen — an wen schreibe ich? An wen denkt man wohl, wenn man so glücklich ist? Nun — Fräulein Elli — nicht wahr — nicht wahr — jetzt schreibe ich meinem guten Mütterchen!"

Und er schrieb mit fliegender Hand.

Wir standen stumm. Jetzt las er: „Hurra — mein Mütterchen! Dank für das Leben! Das schöne Leben! Wir grüßen dich — vier glückliche Sylter!" Nun unterschrieb er, dann mußte die Maus unterschreiben, dann die Mutter, dann ich.

Wir hielten uns tapfer, bloß die Maus wandte sich ab, und plötzlich brach es aus in ihr — ein Schluchzen wie ein Krampf, sie weinte wie ein Kind. Wir beruhigten sie, langsam wurde sie stiller. Georg stand da und hielt ihre Hand und sah sie an mit leuchtenden Augen, seine Lippen bewegten sich fortwährend; es war, als gäbe er ihr tausend gute Worte und süße Namen. Aber er sprach keinen Laut, er blieb stumm. Er ging neben ihr, er hielt ihre Hand, sie sprachen fast nichts.

Diese gewaltige Gemütserschütterung hatte eine weiche erschöpfte Lässigkeit über die Maus gegossen, und Georg ließ sich beglücken von dieser ihrer vermeintlichen bräutlichen Hingebung.

Ach armer, armer Junge!

Er blieb nicht lange in dieser Stimmung stiller Beglücktheit. Bald schlug sie wieder um in lärmende Lustigkeit, und die Dünen hallten wieder von seinem lauten Singen.

In seiner glückberauschten Stimmung sah er es garnicht, wie still wir anderen drei geworden waren, oder er hielt unsere Zurückhaltung für eine zart gefühlte Reserve gegenüber den bedeutungsvollen Schritten, die die nächsten Tage von ihm als glücklich Liebendem erheischten.

So kam der Abend. Die Sonne sank in einer Glorie von heißem, rotem Feuer in das erglühende Meer, und da sie nun sank und sank, und wir alle schweigend und andachtsvoll dem großen Schauspiel zusahen, da — in einem plötzlich erneuten Anfall von Jubel, warf Georg beide Arme empor und jauchzte das eine Wort heraus: „Morgen! — Morgen!" wiederholte er, bebend vor Glück.

Die Maus senkte das Köpfchen.

Armer Junge!

Ich drängte nun zur Heimkehr. Erstaunt sah er mich an. Wie aus allen Himmeln gefallen sagte er traurig: „Schon?" Es klang so verzweifelt, als ahnte er, daß zwischen heute und morgen Leben und Tod ihre Schicksalsmächte würden spielen lassen. Aber die Maus und die Mutter blieben stumm, und so willigte er ein, zu gehen. Da wir Abschied nahmen, stutzte er einen Moment und sah uns alle drei der Reihe nach forschend an, als fiele ihm etwas auf, als argwöhne er irgend etwas Schlimmes und Furchtbares. Aber das huschte nur wie ein Schatten über sein heißes Gesicht, im nächsten Moment schon sagte er: „Liebes — liebes Fräulein Elli, wir spielen doch wieder morgen früh?"

Ich sah sie starr an, sie nahm sich zusammen, und mit bebender Stimme sagte sie: „Jawohl — morgen!" Sie riß eine Rose vom Gürtel und gab sie ihm. Dann reichte sie ihm die Hand, drückte die seine lange, sah ihm fest ins Gesicht und sagte langsam: „Schlafen Sie wohl, mein Lieber, schlafen Sie recht — recht wohl!" Dann, mit einem Ruck, wandte sie sich und ging.

Georg stand wie betäubt. Wie hatte sie das gesagt! Kein Wunder, daß es ihn packte. Sie nahm Abschied von ihm fürs Leben, sie bat ihn um Verzeihung und sprach ihm Trost ein und Mut für diese schwarze Zeit, die nun über ihn hereinbrach. Das alles legte sie in diese drei Worte: „Schlafen Sie wohl!"

Kopfschüttelnd folgte er mir. Wir gingen schweigend. Ich hatte nun meinen Plan gemacht und setzte eben an, Georg langsam vorzubereiten, da faßte er meine Hand, und wie aus tiefster Seele stieß er es heraus: „Du — ich bin ja so — so glücklich!"

Ich erwiderte nichts.

„Siehst du," begann er wieder, „siehst du, wie falsch du sie beurteilt hast. Ich fühlte sofort, daß sie etwas für mich empfand. Aber das sind gerade die tiefen Naturen, die gegen ein neues Gefühl ankämpfen und sich wehren und langsam nur sich ergeben, wenn die Empfindung übermächtig angewachsen.

Nun hast du doch gesehen, daß du dich irrtest. Ach — wie freue ich mich, daß ich mich von dir nicht abschrecken ließ und meinem Herzensdrange folgte. Und wie sie empfindet; wie es sie packte, da ihr Mädchenstolz nun endlich gebrochen war! Sei doch nicht so stumm — du. Freu' dich doch ein bißchen!"

„Sieh mal, Georg . . ."

„Nein, du," rief er, „nein, um Himmelswillen heute keine Douche mehr! Du hast natürlich wieder tausend Bedenken. Aber heute laß' ich mich nicht hofmeistern! Behalte deine Weisheit für dich und laß mir mein Glück!"

Er blieb stehen, wandte sich um und blickte zurück in die sinkende Dämmerung, aus der die Lichter des Westerländer Strandes grell herüberschimmerten.

„Mein Mädel," jauchzte er, „mein kleines, süßes Mädel!"

Dabei drückte er die Rose an die Lippen, die Rose, die sie ihm gegeben.

Gut, dachte ich, heute noch soll es ihm bleiben, diesen Abend und diese Nacht. Dann also — morgen früh!

Und so ging er denn neben mir her, glückselig plaudernd, und ich mußte ihm Rede und Antwort stehen, auf alle seine ausgelassenen Scherze eingehen. Und ich lachte mit ihm und zwang mich, seine Freude zu teilen, während meine geängstigten Augen sich fest auf eine schwarze Wolke hefteten, die über unseren Köpfen groß und drohend heraufzog. Und wie sie, einem nächtigen Ungetüm gleich, rasch heranflog und wir ihr mit rüstigen Schritten unaufhaltsam entgegengingen, so dünkte sie mich ein Bild dieses kommenden und unabwendbar anbrechenden Morgens, der meinem armen Jungen so gräßlich tagen wollte. Und nun tauchte das Licht des Westerländer Leuchtturmes vor uns auf, und bald hatten wir die Dünentreppe erreicht. Georg kletterte vor mir hinauf in leichten und raschen Sätzen. Jetzt waren wir oben auf der Düne, und nun gingen wir ins Dorf. Mir klopfte das Herz vor Furcht, die Wirtsleute könnten unvorsichtig von der Depesche etwas erwähnen. Jetzt kamen wir bei der Post vorbei. Georg blieb vor dem Briefkasten stehen und zog die Karte heraus, die er an seine Mutter geschrieben. Ich vergaß mich und fiel ihm in den Arm.

„Was denn?" fragte er erstaunt. „Die Karte für meine Mutter."

„So — so!" sagte ich betroffen.

Er warf die Karte in den Kasten.

Und nun kamen wir heim. Gott sei Dank, auf Flur und Treppe begegnete uns niemand, und wir erreichten ungesehen unser Zimmer. Ich ging — in aller Ruhe scheinbar — noch einmal hinaus, rief die Wirtin und sagte ihr hastig, daß wir morgen früh um sechs Uhr reisen müßten, sie sollte einen Wagen zur Bahn besorgen. Auch die Rechnung beglich ich. Dies alles nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Nun kehrte ich rasch zu Georg zurück.

„Was ist denn?" fragte er.

„Nichts," sagte ich, „garnichts. Wollen schlafen gehen."

Da klopfte es an unsere Thür. Ich sprang herzu, trat heraus und schloß die Thür hinter mir. Die Wirtin fragte, ob wir geweckt sein wollten. „Ja, um vier."

„Gut."

Ich kehrte in das Zimmer zurück. Da stand Georg am Tisch, totenbleich. Seine Augen waren angstvoll aufgerissen.

„Was ist los?" schrie er wild. „Es ist was passiert. Du verheimlichst mir etwas! Ich will wissen . . ."

Ich wankte, meine Knie zitterten. Ich mußte mich setzen. „Lieber —" sagte ich, „beruhige dich — eine Depesche — deine — deine Mutter ist krank . . ."

Er stand da, mit weit geöffnetem Munde starrte er mich an. Aber er blieb stumm. Er brachte nichts heraus. Er griff an seinen Hals, als würge ihn etwas. Dann plötzlich schrie er gellend auf: „Tot? . . . Tot?"

Ich nickte nur.

Da fiel er auf das Sofa starr und stumm. Da lag er wie ein gefällter Baum und regte sich nicht. Es war totenstill im Zimmer. Ich legte die Depesche auf den Tisch.

Wenn er nur weinte, wenn er nur wenigstens weinte! Aber er blieb so gräßlich still.

Stunden vergingen. Schweigend hatte ich unsere Koffer gepackt — da endlich brach es los. Ein Weinkrampf löste seine Brust und schuf ihm Luft. Dann wurde Georg ruhig. Wir blieben beide die ganze Nacht auf. Ich saß bei ihm, und während seine Thränen lautlos flossen, sprach er von seiner Mutter. Es begann zu tagen. Bald stand der Wagen da. Wir gingen. In der Thür wandte sich Georg noch einmal um, gleichwie um Abschied zu nehmen von diesen Räumen. Da fiel sein Blick auf die Rose, die halb verwelkt am Boden lag.

Ein schmerzhaftes Zucken ging über Georgs Gesicht. „Du," sagte er und sah mir starr in die Augen, „hat sie von diesem Unglück gestern nachmittag gewußt?"

Ich fühlte, was ich ihm that. Aber in diesem Moment konnte ich nicht anders.

„Ja," sagte ich.

Da ging es wie ein Messerschnitt über seine Züge. Als risse etwas in ihm, so qualvoll verzog sich sein Gesicht. Einen Moment stand er da, fiebrisch atmend mit geschlossenen Augen.

„Deshalb," hauchte er, „deshalb also . . ."

Er hob die Rose vom Boden auf und küßte sie. Dann plötzlich warf er sie in weitem Bogen durch das offene Fenster.

Gebückt und gebrochen ging er dann zum Wagen.

Aphorismen.

Nachdruck verboten.

Es giebt Schriftsteller, die man liest, weil man begreift, daß man sie lesen muß, und es giebt Schriftsteller, die man liest, weil man sich sagt, man müsse sie gelesen haben. Die einen liest man für sich, die anderen für die Welt oder richtiger für seinen guten Ruf.

* * *

Am meisten erschüttert uns nächst dem Verlust des Menschen, den wir am meisten geliebt, der Tod dessen, den wir am tiefsten gehaßt und am schonungslosesten verfolgt.

* * *

Allzu langgesponnene Hoffnung zehrt sich endlich selber auf. Aber ein solcher Tod ist milde und heiter, wie der an natürlicher Altersschwäche.

Konrad Timm.

Die Berufsteilung zwischen Mann und Frau.

Von Dr. D. Saul.

Nachdruck verboten.

„Die Frau gehört ins Haus" — ist ein altes Diktum und gehört nachgerade zu den Worten, die sich zur rechten Zeit einstellen, wo Begriffe fehlen. Vor zwei, drei Jahrzehnten wurde es noch mit ungemeiner Zuversichtlichkeit ausgesprochen und geglaubt, und auch heute findet es noch willige Hörer. Wunderschön wäre es ja, wenn es sich durchführen ließe, leider aber lehrt die Betrachtung der thatsächlichen Verhältnisse, daß wir uns in Wirklichkeit immer mehr von jenem an sich vortrefflichen Prinzip entfernen. Alle die engherzigen und meist auf Unkenntnis beruhenden Einwände gegen das vernünftige Bestreben denkender Frauen, ihre und ihrer Geschlechtsgenossinnen Lage zu bessern, zerschellen an zwei Klippen: an der immerfort wachsenden Menge jener Frauen, denen es überhaupt versagt ist, zu heiraten, und an dem Anschwellen der Zahl von weiblichen Wesen, die gezwungen sind, aus dem Hause, aus der Familie herauszutreten, um für sich und die Ihrigen das tägliche Brot zu erwerben. Könnten wir diese beiden Erscheinungen aus der Welt schaffen, so wäre ja die Frauenfrage gelöst, und wir glauben: zur Zufriedenheit wohl der meisten Frauen. Unglücklicherweise haben aber diejenigen, die die Frauenfrage mit dem weisen Rate: „die Frau gehört ins Haus" erledigt zu haben meinen, noch kein probates Mittel anzugeben vermocht, um jeder Frau auch das „Haus" zu verschaffen, dahinein sie gehören soll. Wir haben demnach die Pflicht, uns mit der Wirklichkeit abzufinden und die Mittel und Wege aufzusuchen, die zu einer durchgreifenden und dauernden Abhilfe führen können.

Das stärkere Geschlecht hätte nur dann ein Recht, der Frauenbewegung entgegenzutreten, wenn es dem schwächeren die Sorge um den materiellen Erwerb, um das tägliche Brot abnähme Blicken wir aber um uns, so gewahren wir das Gegenteil: durch die Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse wird das Weib immer mehr aus seinem „natürlichen Berufe" hinausgedrängt und in den Kampf ums Dasein hineingetrieben. Das Aufgehen im Hauswesen wird aber nur so lange der natürliche Beruf der Frauen sein, als ihm die natürlichen Existenzbedingungen nicht entzogen worden sind. Falsch und unlogisch ist es daher, das Weib unter den heutigen sozialen Verhältnissen auf das Haus und die Familie zu verweisen, nachdem ihm durch die wirtschaftliche Entwickelung beides ganz oder teilweise genommen ward. Ein paar trockene, aber vielsagende Ziffern mögen hier eingeschaltet werden. Nach der Gewerbezählung vom Jahre 1888 gab es im Deutschen Reiche unter 7 340 789 gewerblich thätigen Personen 1 509 167 Frauen gleich 20,6 Prozent. In einzelnen Gewerben wird dieser Prozentsatz erheblich überschritten: im Handelsgewerbe zählten die weiblichen Beschäftigten 25,2 Prozent, in der Weberei 32, in der Spinnerei 60, in der Verfertigung von Kleidung, Wäsche und Putz 61,2 Prozent. Unsere Industrie kann also zur Zeit ohne die thätige Mitarbeit weiblicher Kräfte gar nicht mehr auskommen! Alle jene Frauen aber werden, wenn sie überhaupt einen eigenen Hausstand haben, diesem und ihrem sogenannten natürlichen Berufe mehr oder weniger entzogen. Dazu kommt, daß eine sehr erhebliche Zahl von heiratsfähigen Frauen ledig zu bleiben gezwungen ist, einmal, weil die Zahl der heiratsfähigen Männer überhaupt absolut kleiner ist, dann aber, weil ein großer Bruchteil der Männer es vorzieht, nicht zu heiraten, oder nicht mehr in der Lage ist, einen Hausstand zu erhalten. Nach dem statistischen Jahrbuche des Deutschen Reiches für 1890 beträgt die Zahl der hier in Betracht kommenden weiblichen Personen rund 4 Millionen, d. h. 39 Prozent aller heiratsfähigen Frauen überhaupt. Zum weitaus größten Teile sind diese aber darauf angewiesen, sich selbst zu helfen, und so wenig man daran denken kann, die Männer zum Heiraten zu zwingen, so unsinnig wäre es, den Frauen den Weg zum selbständigen Erwerb verlegen zu wollen.

Freilich, das wollen auch die Gegner der Frauenbewegung nicht, schon einfach aus dem Grunde, weil sie es nicht können. Aber sie wollen die Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts so einschränken, daß es gewissermaßen das zugewiesen erhält, was dem männlichen nicht zusagt und nicht lohnend erscheint. Es ist merkwürdig, daß diejenigen, die heute noch die Frauenbewegung als einen ungesunden Sport betrachten, gar nichts dagegen einzuwenden haben, wenn die Frauen in wachsendem Umfange an den niedrigsten und schlechtest bezahlten Beschäftigungen sich beteiligen, wenn ganze große Zweige der Fabrik-, wie der Hausindustrie an sie übergegangen sind. Dagegen erscheint es ihnen in hohem Grade gefährlich, daß die Frauen danach streben, auch in die höheren Berufsarten einzudringen. Sie haben also durchaus keine Abneigung gegen die Frauenarbeit an sich, nur willkürlich einengen wollen sie sie. Demgegenüber aber sagen wir: das nächste Ziel der Frauenbewegung muß sein, eine gerechtere, den wirklichen Verhältnissen sich anpassende und nicht dem weiblichen Geschlechte gewaltsam aufgedrungene Berufsteilung zwischen Mann und Frau herbeizuführen.

Die Erreichung dieses Zieles wird nicht nur im Interesse des Weibes, sondern auch in dem des Mannes liegen und schließlich der Allgemeinheit zu gute kommen. Oder wem sollte damit gedient sein, wenn die der Frau von der Natur verliehenen Kräfte und Fähigkeiten verkümmert und unterdrückt werden? Freilich halten auch noch hervorragende Männer der Wissenschaft an dem Satze von der Inferiorität des Weibes fest, einem Satze, der für uns so lange keine Evidenz hat, als nicht aus der Erfahrung erwiesen ist, daß die Frau unter gleichen Bedingungen nicht Gleiches, oder vielmehr Gleichwertiges leisten kann wie der Mann. Wir sind allerdings nicht der Ansicht der extremen Frauenrechtler, die jede Verschiedenheit der Fähigkeiten leugnen und theoretisch zu einer vollständigen Gleichmacherei kommen, die sich in die Wirklichkeit schwerlich übertragen lassen dürfte. Wir glauben nicht einmal, daß der Frau damit geholfen würde, wollte man sie einfach in jedem Fache auf gleichem Fuße mit dem Manne behandeln; sie würde dann im Durchschnitt nichts anderes darstellen als einen schwächeren Mann, der also im Kampfe mit dem stärkeren Manne naturgemäß unterliegen müßte. Die Natur selbst hat eben für das Weib andere Grenzen der Leistungsfähigkeit gezogen als für den Mann, und es wäre eine eitle Anmaßung, sie außer acht zu lassen oder verrücken zu wollen. Gerade aber deshalb, weil wir die vorhandenen, in der Wesenheit der Geschlechter begründeten Unterschiede anerkennen und respektieren, verlangen wir eine gerechtere und weniger willkürliche Arbeitsteilung. So spießbürgerlich beschränkt und eingebildet sind heutzutage doch wohl auch nur noch sehr wenige Männer, daß sie an ihre eigene Superiorität in allen Dingen glauben. Seine Superiorität ist vielfach nur deshalb noch vorhanden, weil man die Frau bei der Arbeitsteilung schlecht bedacht und ihr nicht diejenigen Gebiete zugewiesen hat, auf denen sie ihrer natürlichen Anlage gemäß Tüchtiges leisten könnte; vielmehr hat man sie großenteils einfach als einen minderwertigen und darum schlechter zu lohnenden Mann betrachtet und behandelt.

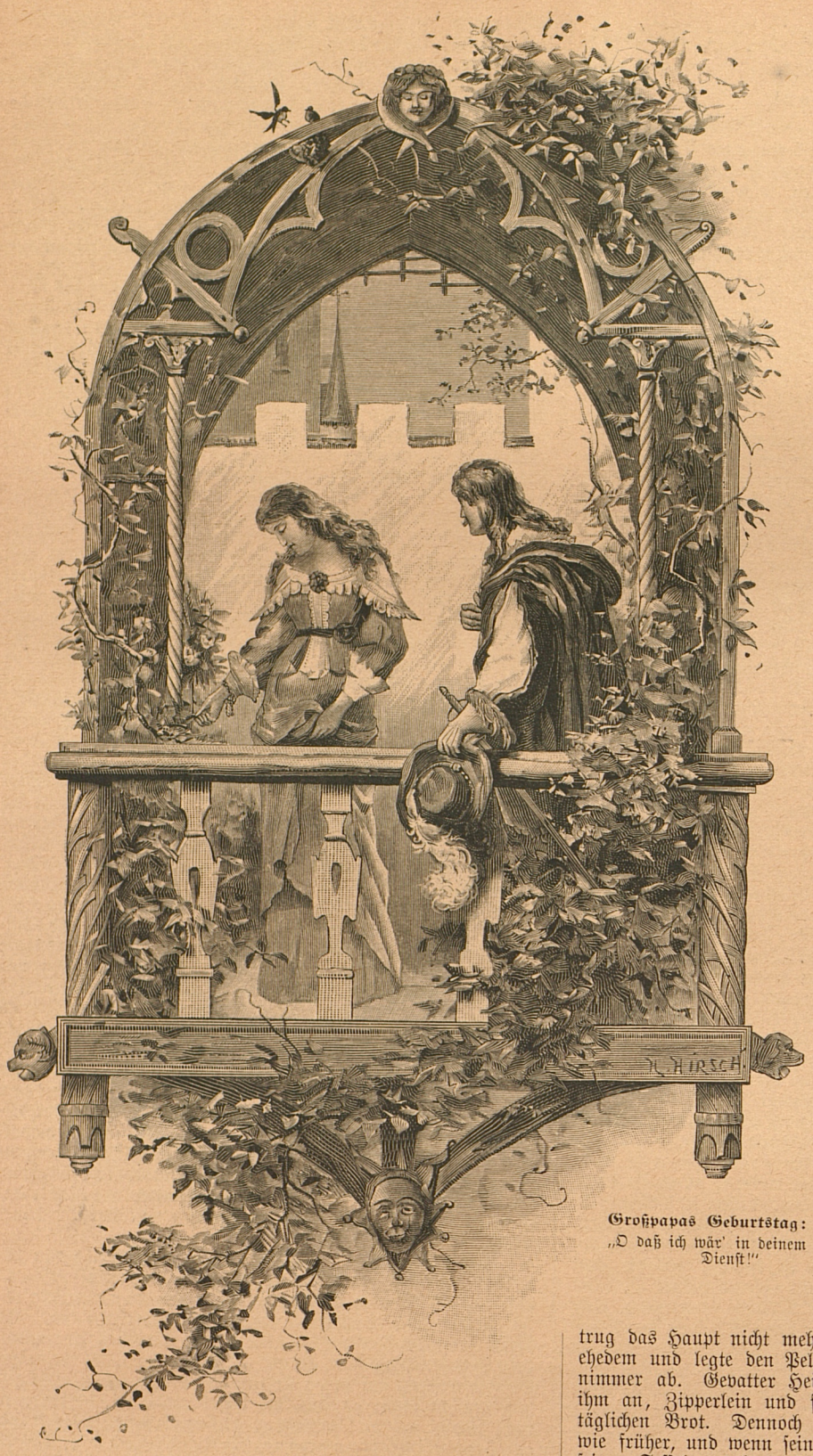
Verfolgt man den historischen Entwickelungsgang des Verhältnisses der Frauenarbeit zur Arbeit des Mannes, so findet man, daß parallel mit dem wirklichen Kulturfortschritt das Bestreben läuft, die Frau in den ihr angemessenen Wirkungskreis zu versetzen und in ihm zu erhalten. Allerdings ist dies Bestreben wohl nirgends zu völliger Verwirklichung gelangt, und wenn wir in unserer Zeit sogar eine rückläufige Tendenz wahrnehmen, so ist dafür die geradezu kulturfeindliche Gewalt verantwortlich zu machen, die in der maßlosen Verschärfung der wirtschaftlichen Gegensätze liegt. Bei den Naturvölkern ist heute noch das Weib nicht viel mehr als das Lasttier des Mannes, dem alle Mühe und Arbeit aufgepackt wird; viel anders ist es auch bei unseren germanischen Vorfahren nicht gewesen trotz der Verehrung, die sie dem Weibe zollten. Besser wurde es erst, als der Mann sich nicht mehr zu gut dünkte, das Feld zu bebauen und damit einen großen Teil gerade der schwierigeren Arbeiten von den schwächeren Schultern des Weibes nahm. Schritt um Schritt wich im Mittelalter die Frauenarbeit zurück. Und das war ein Fortschritt, denn die Frau konnte eine um so reichere Thätigkeit im Hauswesen entfalten.

Damals hatte auch die Familie eine gegen heute erweiterte Bedeutung und versah Funktionen, die sie in der Gegenwart an andere Mächte abgegeben hat. Inzwischen blieb die Frau durch das ganze Mittelalter hindurch in verschiedenen Gewerben thätig, teilweise in hervorragendem Maße, ja sie nahm sogar in einzelnen Fällen an den Zunftrechten teil, obwohl solches dem Wesen der Zünfte völlig widersprach. Und das verschrieene Mittelalter war keineswegs so engherzig, wie man glauben sollte, da es selbst in höheren Berufsarten die Frauen duldete. Insbesondere wurde die Befähigung der Frauen, das Lehramt auszuüben, frühzeitig erkannt, und so findet man denn auch weltliche Schulmeisterinnen, ja im ganzen vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gab es in Frankfurt a. M. weibliche Aerzte, deren zwischen 1389 und 1497 allein fünfzehn mit Namen nachgewiesen werden konnten. Im allgemeinen freilich wurde die Tendenz immer stärker, den Erwerbskreis der Frauen einzuschränken, aber diese Tendenz war zu ihrer Zeit vollauf berechtigt, denn sie drängte die Frau geradezu in die Familie hinein. Außerdem gewährten zahlreiche Anstalten alleinstehenden Frauen Asyl, abgesehen von den Klöstern die Samenungen (Sammlungen) den Wohlhabenden, die Gotteshäuser oder Beginenanstalten den Aermeren und Geringeren. Was damals aber ein Fortschritt war, nämlich die allmähliche Einengung der Frauenarbeit, wäre heute ein verhängnisvoller Rückschritt; die Gegenwart hat nicht wie das Mittelalter das Recht, das Weib in seinem Erwerb zu hemmen, denn sie bietet ihm keinen Ersatz für das Entzogene!

Wir haben bereits gesehen, daß für eine Reihe von Gewerben das Weib als besonders geeignete Arbeitskraft erscheint, daß es beispielsweise im Textil- und verwandten Gewerbe, wie im Kleider- und Putzmachen bereits die Oberhand hat. Auf dieser Stufe der Erwerbsthätigkeit findet also schon eine natürliche Berufsteilung statt, indem die Frau allmählich diejenigen Gebiete erobert, auf denen sie ihre besonderen Fähigkeiten geltend machen kann; es sind das die Berufsarten, in denen es nicht sowohl auf die Anwendung großer körperlicher Kraft, als auf Beweglichkeit und manuelle Geschicklichkeit, Pünktlichkeit und Ordnungssinn ankommt, Eigenschaften, in denen allen das Weib infolge natürlicher Veranlagung dem Manne überlegen ist. Wir behaupten nicht, daß in diesen niederen Erwerbszweigen jene Arbeitsteilung durchaus richtig vollzogen wäre, vielmehr wissen wir recht wohl, daß ein mächtiger Faktor noch in Anschlag zu bringen ist, nämlich die verhältnismäßig größere Billigkeit der weiblichen Arbeitskraft, ein Faktor, der dazu geführt hat, daß die Frau auch Erwerbsthätigkeiten sich hingeben muß, die ihrer Befähigung weniger entsprechen. Immerhin sind aber Ansätze zu einer solchen Berufsteilung dort vorhanden, die sich in Zukunft vielleicht kräftiger entwickeln werden.

Es gilt nun auch für die höheren Berufsarten dasjenige Gebiet der Frau zu sichern, in dem sie kraft ihrer Begabung erfolgreich wirken kann und in dem die ihr eigentümlichen Eigenschaften besonders zu reicher Entfaltung kommen. Daß es aber auch in den mittleren und höheren Berufsarten solche giebt, für deren Ausübung die Frau sich besonders qualifiziert, kann ernsthaft nicht in Abrede gezogen werden. Dort aber, wo die Frau Tüchtiges leisten kann, ist es geboten, ihr jede Unterstützung zu gewähren. Manches ist in dieser Beziehung schon erreicht worden; eine ganze Reihe von Fachschulen und Fachkursen für Frauen und Mädchen giebt es, die erfreuliche Resultate erzielt haben. Allmählich wird und muß auch das stärkere Geschlecht die Berechtigung der Frauen, ihre Gaben und Fähigkeiten im eigenen und allgemeinen Interesse nutzbringend zu verwerten, anerkennen, was heute noch nicht allgemein geschieht. Mit dieser Anerkennung wird sich aber das Arbeitsfeld der Frauen in der wünschenswerten Weise vergrößern, bis die richtigen, von der Natur selbst gezogenen Grenzen gefunden sein werden.

Dasselbe gilt von den höheren Berufen; wo besondere Gründe für die Teilnahme der Frauen an ihnen vorliegen, wie dies beispielsweise bei dem höheren Unterrichtswesen und vor allem bei der Ausübung der Heilkunde der Fall ist, und wo sich Frauen finden, die körperlich und geistig den Anforderungen der höheren Berufsarten gewachsen sind, da haben wir die Pflicht, zu fördern und nicht zu hemmen. In der Errichtung von Frauengymnasien erblicken wir einen verheißungsvollen Schritt auf der Bahn der modernen Frauenbewegung. Die Erfahrung wird das Ihrige dazu thun, die richtigen Wege zu weisen; vor der Möglichkeit aber, daß die höheren Berufsarten mit Frauen überschwemmt werden, sind wir ohnehin durch eine Reihe von Umständen geschützt.



Großpapas Geburtstag:
„O daß ich wär' in deinem Dienst!"

Am Friedhof in den letzten Reih'n.

Nachdruck verboten.

Mein Rößlein im Dorfe — ich steh' allein —
Novembernacht und Raben —
Am Friedhof in den letzten Reih'n,
Da liegt mein Glück begraben.

Des Kreuzleins noch und der Thränen harrt
Das Grab zu meinen Füßen —
Die hier in Sand und Schnee verscharrt,
Margret, ich will dich grüßen!

Ich weiß, du hast dem Armen gegrollt,
Weil Hunger sein Genosse;
Ich weiß, dem andern warst du hold,
Dem andern im Herrenschlosse.

Ich weiß, wie bald du zur Gruft gewankt,
Wie bald seine Glut verlohte —
Die Lebende hat mir's nie gedankt,
So grüß' ich denn die Tote.

Ich bin so arm, Margret — ich weiß
Mich nicht nach Schätzen zu bücken —
Kann nur mit grünem Tannenreis
Die kahle Gruft dir schmücken,

Und weil ich's Beten schier verlernt,
Ein Kreuzlein d'rüber schlagen,
Daß es in Tagen, weit entfernt,
Noch Aest' und Nadeln mag tragen.

Aus starren Augen niederrinnt
So Tropfen über Tropfen;
Sie sollen wie Frühlingsregen lind
An des Grabes Thüre dir klopfen.

Dann ruh'los in Nacht und Sturm hinein,
In die blutige Schlacht will ich traben —
Am Friedhof in den letzten Reih'n,
Da liegt mein Glück begraben.

Richard Nordhausen.

Großpapas Geburtstag.

Von Nataly von Eschstruth.

(Schluß aus Nr. 8, Seite 83.)

Nachdruck verboten.

Zehn Jahre vergehen gar schnell.

Der wilde Wein und Epheu am Schloßaltan war dick und buschig bis unter das Dach emporgewachsen und des Freiherrn gewaltiger Rüde, welcher am sechzigsten Geburtstag seines Herrn den Gästen noch mit ungestümen Sätzen entgegengesprungen war, der lag jetzt träge und teilnahmlos im Sonnenschein auf dem Hofpflaster und fraß mit stumpfen Zähnen das Gnadenbrot.

Vielerlei hatte sich auf dem Schweinsberg geändert; über die Kastanien im Park ragte ein neugebauter Turm empor: der Hexenturm, dessen düster Verließ der Kaplan sich zur Herberge für die vermaledeiten Ketzer und Teufelsgevattern erbeten hatte, und auf dem rechten Schloßflügel war noch ein Stockwerk aufgebaut. Dieweil Junker Volpert mit seinem jungen Gemahl und Herr Wilhelm Etzel von Schenck mit einer zahlreichen Familie zum öftern bei dem alten Freiherrn vorsprachen, da bedurfte es weiter Gelasse, um so viel Gäste, mehr denn sonst, in aller Behaglichkeit zu fassen.

Wingulf stieg nach wie vor mit den dickbäuchigen Kannen die steinerne Kellertreppe empor, nicht mehr so flink und fest, wie vor zehn Jahren, aber dennoch gravitätisch und guter Dinge, wenn auch ein dicker Schnee auf sein Haupt gefallen und seines Körpers Gewicht um ein gut Teil erhöhet war. Ja, man wird alt! All die munteren, handlichen Dirnlein, die schlimm gefoppten, welche ihm dermals mit dem Humpen Brunnenwasser so gewaltig Herzeleid zugefügt hatten, die banden längst keine Rosmarinkrone mehr, sondern schritten als behagliche Weibsbilder einher und wiegten daheim ihre Kleinen.

Auch der Freiherr, obwohl noch immer ein rüstiger Mann, trug das Haupt nicht mehr so gerad auf den Schultern wie ehedem und legte den Pelzrock selbst zur heißen Sommerzeit nimmer ab. Gevatter Hein klopfte immer zudringlicher bei ihm an, Zipperlein und steife Glieder gehörten bereits zum täglichen Brot. Dennoch lachte er ebenso gern und herzlich wie früher, und wenn seine Enkelkinder in wildem Kriegsspiel seinen Sessel umtobten, dann wurde er schier jung beim Anblick, fühlte er den Stich im Bein brennen wie dazumals, als man ihn auf dem Schlachtfeld vom Pferd gehoben, nahm hitzig seinen Krückstock zur Hand und kommandierte den Knaben zum mutigen Angriff!

Nun war aber der 9. Juli heraufgedämmert, begrüßt von schmetterndem Hornruf, von Sang und Klang und flatternden Fahnen! Das sollte ein Fest werden, wie es die grauen Mauern von Schweinsberg seit langen Jahren nicht geschaut.

Wo die dunkeln Parklinden die Zweige bis dicht an das Schloß heranstrecken, und in einsamer Stille die Malven, Rosmarin und Gelbveiglein auf den Beeten duften, da springt ein Altan weit in den Garten vor, von hölzernen Säulen gestützt, um welche Kletterröslein und türkische Winden ihre blühenden Schlingen warfen.

Goldene Morgensonne zitterte durch das Blattwerk und leuchtete auf eines Mägdleins blondem Scheitel, welcher sich tief über eine Rolle Pergamentpapier neigt. War Jungfrau Hallfriede-Benedikta. Frisch und üppig war sie emporgewachsen, wie das schlanke Stämmchen an ihrer Seite, dessen Gipfel in rosig blühender Pracht im Lufthauch schwankt. Man nannte sie ein lieblich Frauenbild und ein selten kluges obendrein.

Wohl murrte der Edle Quirin von Ehrwaldt, wenn er sein Töchterlein mehr bei den Büchern denn am Stickrahmen antraf, und nannte es ein heillos und ärgerlich Ding, wenn ein Weibsbild mit Papier und Schreibsaft verkehre, aber was half's?

Da kam der Junker Hallfried von Schenck und nahm Quartier zu Elfershausen, und anstatt mit dem Edelfräulein zur lustigen Jagd zu reiten, zur Fuchshatz oder sonstigen Kurzweil, trat er zu ihr in den Erker und zog beschriebene Heftlein aus der Tasche. Da saßen sie oft stundenlang selbander und ergötzten sich an den Versen und aufgezeichneten Historias, und Hallfriede malte eifrig die Buchstaben auf das Papier, so gelehrig, daß sie nach etlichen Wochen ihrem jungen Lehrmeister einen holdseligen Abschiedsgruß niederschreiben konnte. Dann bestürmte sie den Kaplan, daß er den Unterricht fortführe, und es dauerte nicht lange, so wanderten launige Brieflein zwischen Elfershausen und Marburg, woselbst der junge Freiherr gelehrte Studias trieb, einher.

Und Hallfried-Benediktus kehrte wieder und wieder als Gast bei den Ehrwaldt'schen ein, und des Jungfräuleins Wangen glühten, wenn er kam, und erblaßten, wenn die Hufschläge des scheidenden Reiters fernhin verklangen.

Nun stand sie einsam auf dem Balkon, um noch zum letztenmal die köstliche Dichtung zu studieren, welche ihr Hallfried eingehändigt, damit die Patin mit lieblicher Stimme des Großvaters Geburtstag verherrliche. Da sie die Rolle aber entfaltete, fiel ihr ein zweites Blättlein entgegen, das sie zuvor nicht drin bemerkt hatte.

Ueberrascht nahm sie es empor und schaute darauf nieder. War Hallfrieds schöne Schrift. „An das vieledle Jungfräulein, so mein jung Herze hat entbrennen lassen, an das friedreiche Täublein, vor deß' Holdseligkeit des Weihen Stolz und Kraft sich ducket, an mein herzliebsten Augentrost, wollte GOTT, es sei mein."

Hallfriedens Hand erbebte, war das pfirsichfarbene Miederleibchen ihr niemals so eng über dem Herzen gewesen, denn in diesem Augenblick.

„Die rosen in Dein feld,
Wohlrichend Alles zihren,
Die vögel in der Luft
Schön lieblich tiriliren,
Die Sterne leuchten fern,
Mein Mund zu lobe singt
Der allerfeinsten fraw
So ihr's zu hertzen dringt.
O tausendschönes Jungfrawlein,
Viel tugensame herrin mein,
O daß ich wär' in deinem Dienst,
Glückseliger mann wollt' ich sein!"

O Herzeleid, da knirscht der Sand auf den Dielen, da tritt der Junker Hallfried an ihre Seite, und noch hat die Edle keine Zeit gehabt, ihrer Wangen verräterische Glut zu dämpfen.

„O daß ich wär' in deinem Dienst,
Glückseliger mann wollt ich sein!"

wiederholt er leise wie der Wind, der in den Lindenzweigen flüstert und so süßen, berauschend süßen Duft herzuträgt. „Wisset ihr wohl kein Herzlein, Jungfrau Hallfriede, so sich dem meinen in trauter Innigkeit verschmelzen würde?"

Sie wagt nicht die Augen aufzuschlagen, solche Frage soll doch wohl kein Jüngling an ein sittsam Fräulein stellen! Sie wendet das Köpfchen und zupft in arger Verlegenheit an den wilden Röschen, die über das Gelände ranken.

Er streicht den blonden Schnurrbart und tritt noch einen Schritt näher. „Habe seit Jahr und Tag ein Ringlein auf der Brust getragen, welches ein halbes Herz aufweiset, just so halb, wie das in meiner Brust. Heute nun soll der Reifen in die Hand des Großvaters zurückgeleget werden, damit er sich wieder ergänzen möge zu einem vollen Ring und einem vollen Herzen. Auch euch ergeht es so, Jungfräulein, auch euer Fingerreif ist unergänzet wie euer Herzlein, und dennoch ist alles Halbe stets ein übel Ding. Da mein' ich denn, damit sich der Ring zum Ringe findet, sollten auch die Hände sich vereinen, die selbe Zierde tragen, und so zwei Menschenkinder Hallfried und Hallfriede geheißen sind, so sollten sie eins werden in Lieb und Treue..."

Die türkischen Winden schaukelten neugierig von dem Gebälk hernieder, zu sehen, warum der Sprecher plötzlich verstummt sei, und die Sonnenstrahlen flimmerten durch die Lindenzweige und blitzten in dem güldenen Ringlein, welches Junker Hallfried an den Finger des Edelfräuleins steckte, da war nichts mehr halb, da hatte sich alles zusammengefunden, die Ringe, die Herzen und die Lippen. — Ein Vöglein aber, das in den Rosenzweigen sein Nest gebaut hatte, hob jubelnd die Schwingen und stieg empor in die blaue Himmelsluft.

„O tausendschönes Jungfrawlein,
Viel tugensame herrin mein,
O daß ich wär' in deinem dienst,
Glückseliger mann wollt' ich sein!"

sang es schmetternd durch Wald und Feld, wie einen hallenden, schallenden Psalm glückseliger Minne.

Der alte Freiherr saß wie ehemals im geschnitzten Sessel und empfing die Gratulationen seiner Kinder und Freunde. Plötzlich leuchtete sein Auge, er hob das Haupt und schaute lächelnd nach der Thüre. Da nahten sie Hand in Hand, Hallfried-Benediktus und Hallfriede-Benedikta, und was sie ihm heute als Geburtstagsfreude bringen und über das Schicksal der beiden Ringe sagen wollten, das stand auf ihrem Antlitz geschrieben, und das konnte der alte Guntram-Kraft diesmal auch sonder Mühe entziffern, obwohl er noch immer nicht besser lesen und schreiben gelernt hatte, denn vor sechzehn Jahren.

Langsam wandte er das Haupt zu dem Kaplan und Wingulf, wies schalkhaft nach dem jungen Paar und fragte leise: „Wird es euch gelahrten und gewitzigten Gesellen anitzt wohl klar, warum ich heute vor sechzehn Jahren des Ehrwaldt Töchterlein Hallfriede-Benedikta nannte? Damit mir zum siebenzigsten Geburtstag eitel Fried und Segen draus erwachsen möge! — Da seht hin, solch ein Bildnis hab' ich im Traum geschaut — Gott erhalt's!"

— Ende. —

Aus dem Gesellschaftsleben der Großstadt.

(Mit Illustrationen von Ewald Thiel.)

Nachdruck verboten.

Das Hoch auf die Damen.

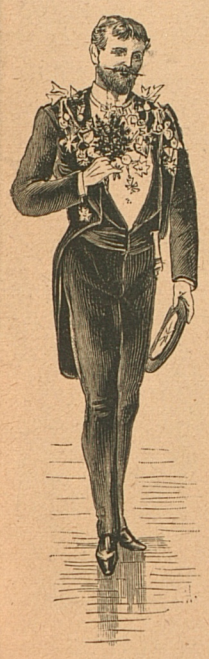
Weihnachten und Sylvester sind vorüber — die haute saison hat begonnen.

Lithographierte Karten werden verschickt, in denen Herr und Frau X. sich die Ehre geben, Herrn und Frau Y. zu einer Tasse Thee zu laden. — Eine Tasse Thee, wie harmlos das klingt!

Aber wie weit ab liegt doch diese Tasse Thee von der unserer Väter. Das duftende, goldgelbe Getränk in durchsichtigen, chinesischen Täßchen serviert, ist eine Attrappe, und während die Gäste in Gruppen stehend oder sitzend behaglich an den Tassen nippen, huscht die Hausfrau besorgt aus dem Salon, um einen letzten Blick auf die reichbesetzte Tafel zu werfen, um den dienenden Geistern, den devot grinsenden Tafeldeckern die letzten Anweisungen zu geben, um noch einmal die Tischkarten zu überfliegen, auf daß dann „ja keine Verwirrung entsteht".

Ja, ja — so eine harmlose Tasse Thee!

Da sind vor allem die musikalischen Thees, die einen hervorragenden Platz in unserem großstädtischen Gesellschaftsleben einnehmen. Die „litterarischen" sind ein wenig in Mißkredit geraten in der Großstadt — sie haben sich nach der Provinz zurückgezogen, wo das Erscheinen eines neuen Buches von Wildenbruch ein Ereignis, das einer Gedichtsammlung von Seidel, Trojan ein Freudenfest, wo es noch Lokalgrößen giebt, wohlhabende Leute, die „auch schreiben" und sich daher verpflichtet fühlen, einen litterarischen Kreis um sich zu versammeln, den Gästen ihre neuesten Dichtungen vorzusetzen und in dem Vortrag ihrer meist langatmigen Werke nicht gestört sein wollen durch zweistündiges Tafeln.



Ein Kotillon-Löwe.

Ja, in den kleinen und großen Provinzstädten, da blüht noch der litterarische Thee. Aber in der Großstadt, wo kaum einer den andern aussprechen läßt, wo einer dem andern die Worte förmlich von den Lippen nimmt, wo sich beinahe jeder schon seine Meinung über das noch bevorstehende Werk gebildet hat, wo man mit skeptischem Lächeln allem Neuen gegenübertritt, mit mitleidigem Lächeln alles Alte abthut und wenig anderes gelten läßt, als was die augenblickliche Mode aufbringt, da ist der litterarische Thee unwiederbringlich verloren gegangen. Man kommt nicht mehr zusammen, um über etwas zu sprechen, sondern um zu sprechen und seien wir ehrlich — um zu essen.

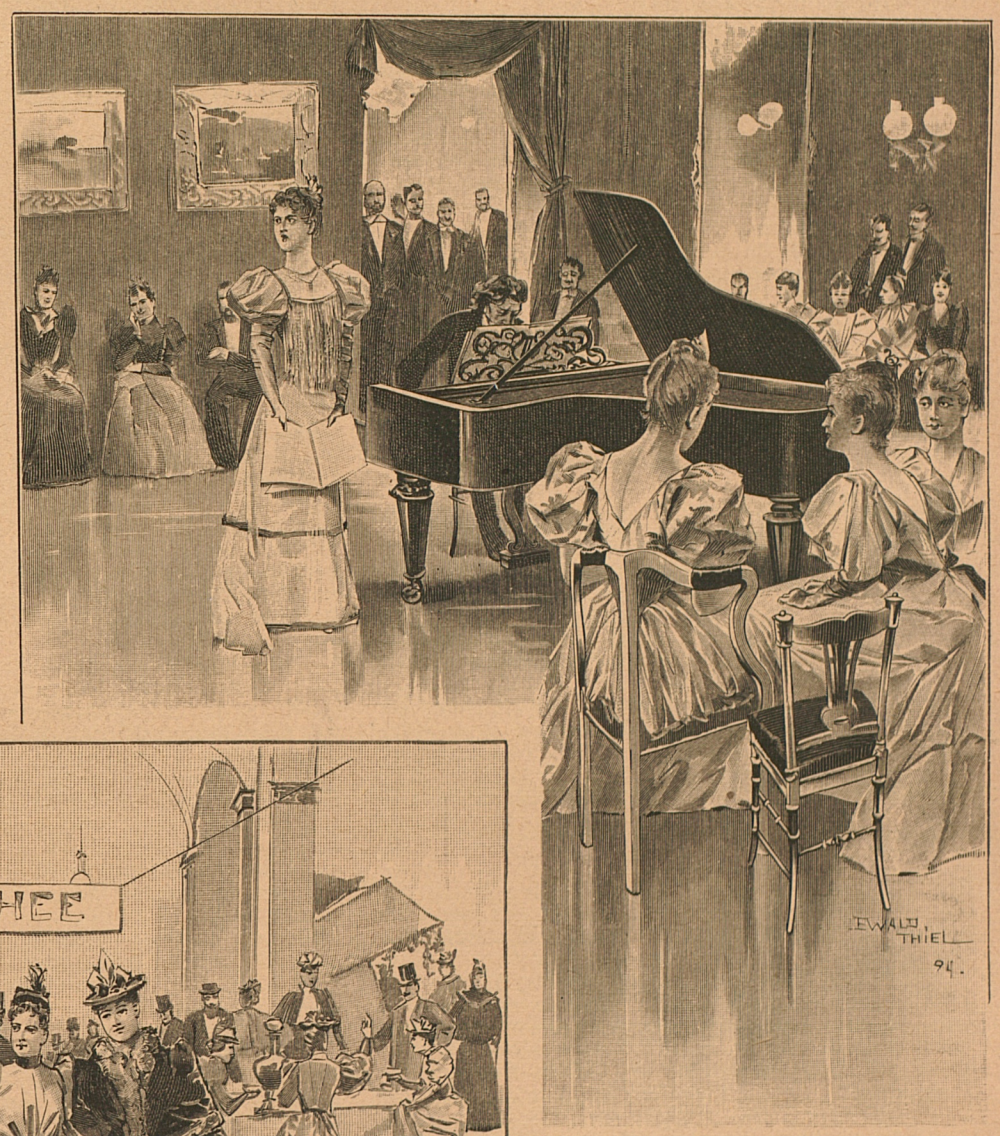
Aber was macht man mit seinen lieben Gästen, bis zu dem Moment, da die Flügelthüren des Speisesaales auseinandergeschoben werden? Jawohl, ich weiß schon: erst giebt man ihnen die traditionelle Tasse Thee, man macht die Herrschaften miteinander bekannt, wobei man natürlich den Namen möglichst unverständlich ausspricht, und dann — da man sieht, daß eine animierte, allgemeine Konversation vor dem Souper durchaus nicht aufkommen will — wird „ein wenig Musik" gemacht. Es giebt wohl kaum eine Gesellschaft von dreißig Personen, wo sich nicht liebenswürdige Dilettanten oder Dilettantinnen finden, die das „improvisierte, kleine Konzert" durch einen Walzer von Chopin, eine Barcarole von Rubinstein eröffnen. Die Armen! Ihr Los ist — nicht beachtet zu werden. Während ihre Finger über die Tasten gleiten, wird lebhafter geplaudert als früher. Es ist, als hätten eben jetzt die Gäste näher Bekanntschaft miteinander geschlossen, als hätten sie sich gerade jetzt besonders viel zu erzählen. Das Spiel verstummt, und die Gäste verstummen, schlagen zum Zeichen des Applauses leicht die Fingerspitzen aneinander und versinken wieder in ihr höflich-lächelndes Schweigen. Es war eben nur ein Geräusch, welches das andere hervorrief. Die Klavierpièce wird von einem Violinstück abgelöst — demgemäß ist auch die Unterhaltung leiser; man flüstert sich einige Bemerkungen hinter dem entfalteten Fächer zu, man tauscht vielsagende Blicke aus, die Dame des Hauses gleitet aus dem Salon, um die letzten Anordnungen zu treffen, der Hausherr aber flüstert einem neben ihm stehenden Herrn zu: „Der Glanzpunkt, mein Lieber, kommt erst! Die N. von unserer Hofoper ist da, sie wird neue Lieder singen, ungedruckte Lieder! Der Komponist selbst wird begleiten."

Eine Hofopernsängerin! Der Komponist selbst! Diese Neuigkeit macht in leisem Flüsterton die Runde durch den Salon. Einige wenige Musikliebhaber freuen sich, meist befindet sich auch ein Kritiker da, der schmerzlich das Gesicht verzieht und den zu erobern sich Sängerin und Komponist vorgenommen, dem zuliebe sie überhaupt nur die Einladung angenommen haben. Der größte Teil der Gesellschaft wartet mit Spannung auf das Souper. Einzelne berechnen, wie lange die musikalischen Genüsse wohl noch dauern werden. Aber die Wirte des Hauses sind stolz.

Frau von X. hat letzthin ein Souper zu 20 Mark das Couvert gegeben, Frau von Y. die Menukarten eigens zeichnen lassen, aber so gute Musik hat niemand geboten und vor allem keine Hofopernsängerin, keinen Komponisten! Wochenlang hatte man die große Soiree geplant, sich immer nach dem Opernspielplan gerichtet, tagelang war man aus der Aufregung nicht herausgekommen: wie, wenn eine Repertoireänderung eintritt, wenn die Sängerin absagt, wie, wenn sie kommt und nicht singen will? Aber nein — alles geht gut. Die Sängerin ist gut disponiert, sie hat „ihren Komponisten" mitgebracht, „ein so talentvoller, braver Mann, den sie bekannt machen will", und sie läßt sich denn auch nicht lange bitten, als sie gefragt wird, ob sie nicht zufällig etwas zum Singen mitgebracht.

Der Komponist fährt sich mit den Fingern durch das Haar, die Sängerin stellt sich singebereit an den Flügel, und der Hausherr, mit wichtiger Amtsmiene im Thürrahmen stehend, verkündet: „Meine Herrschaften, Frau Hofopernsängerin N. hat die große Liebenswürdigkeit" u. s. w.

Ein Stuhlrücken, ein Räuspern, Hüsteln, dann allgemeine Stille. Die Sängerin ist freigiebig, der Komponist ist's noch mehr. Die Gesichter der Gäste werden immer länger; einige blicken verstohlen nach der Uhr. Nach dem Gesang kommt noch ein Vortrag auf dem Cello, dann — beinahe hätte sich wieder eine liebenswürdige Dilettantin gefunden — gehen die Thüren zum Speisesaal auf, und der Hausherr bietet der Sängerin den Arm, um sie zu Tisch zu führen. „Ihr kleines Konzert war wirklich allerliebst," sagt sie charmant. Auch die Gäste sind froh, daß das kleine Konzert aus ist. „Gott sei Dank, nun kann man auch wieder sprechen," ruft fröhlich ein junges Mädchen, und ein Offizier schnarrt seiner Nachbarin zu: „Famos, die Musik, nur ein bißchen geräuschvoll, nicht wahr, meine Gnädige?"



Musikalischer Theeabend.

Kurz, die Musik hat ihre Schuldigkeit gethan, sie hat die Zwischenzeit von 9 bis 10 ausgefüllt; aber wehe, wenn sie nach dem Souper nochmals beginnt! Solch' ein Haus kommt in Verruf, und die lithographierten Kärtchen, von da aus verschickt, erfüllen den Empfänger mit heimlichem Grauen.

In der guten, bürgerlichen Gesellschaft, wo das Souper eine Kochfrau besorgt, statt der Tafeldecker nur ein Lohndiener aufgenommen wird, da entwickelt sich ein anderer Sport: das Tischreden.

Eine Festtafel ohne Tischrede erscheint den guten Leuten ein Ding der Unmöglichkeit Meist weist die Familie einen „famosen Tisch-

Auf dem Wohlthätigkeitsbazar.

Ball-Flirt.

redner" auf, der bei keinem Festessen fehlen darf, der mit allen kleinen Eigenheiten der Familie vertraut ist und der seine Reden mit allen möglichen heiteren Anspielungen würzt. Wenn Lenchen, Lottchen und Mariechen heiratet, dann werden den versammelten Gästen die Kinderstreiche der Braut aufgezählt, dann schwimmt das Elternpaar in Entzücken, dann lachen die Gäste, und der Bräutigam ist stolz, daß seine Braut ein so vielversprechendes Kind war.

Die Tischrede ist in solchen Häusern die Krönung des Festes, der Tischredner spielt die Rolle einer Primadonna. Die Hausfrau fragt, „ob er gut bei Stimme", der Hausherr erkundigt sich, „welcher Wein ihn am meisten begeistert". Man erkennt den Tischredner sofort an seinem zerstreuten, einsilbigen Wesen. Er ist unempfindlich für die Schönheit seiner Nachbarin, für das Bonmot seines vis-à-vis. Er rollt Brotkügelchen und stützt die Stirn gedankenvoll in die Hand. Manchmal auch ist der Redner weder verwandt noch befreundet mit dem Hausherrn, sondern er ist einfach von ihm — bezahlt. Tischredner sein ist ein Beruf wie jeder andere, und Witz, Laune, Gemüt und Poesie richten sich nach der Höhe des Honorars. Es giebt „berühmte Tischredner", von denen man sagt: „X. wird heute sprechen", und es giebt unvermeidliche Tischredner, von denen es heißt: „Y. wird heute schon wieder sprechen". Es giebt Tischredner, die ihre Spezialität haben: die einen lassen prinzipiell immer die Hausfrau leben, die anderen die Frauen im allgemeinen. Meist sind das die Stammgäste, die Intimsten, und wenn sie sich erheben, dann blicken alle lächelnd auf: sie wissen schon, was nun kommt.

Das alles sind die sogenannten „Tischfreuden". Nach dem Abendbrot zerstreuen sich die Gäste in die verschiedenen Zimmer. Die alten Herren arrangieren ein Spielchen, die jungen Leute schlagen lachend die Teppiche zurück, drängen scherzhaft jemanden ans Klavier und tanzen. Ein improvisierter kleiner Hausball — um wie vieles lustiger als die großen Bälle, zu denen man drei Wochen früher eingeladen wird, für die man sich eine ganz neue, „aparte" Toilette bestellen muß und auf denen man eigentlich weniger tanzt, als auf diesen „anspruchslosen Familienunterhaltungen". Freilich, einen Vorteil bieten die großen Bälle: der einzelne ist weniger beachtet und kann seine kleinen Privatzwecke verfolgen. Ein vielsagender Gruß, ein längerer Händedruck, ein dringendes Bitten, ein lächelndes Gewähren, dann ein Scherzen und Flüstern, heiße Beteuerungen, holdes Erröten, dann Schweigen. Glücklich sitzen oft zwei im lauschigen Eckchen, und durch die geöffneten Thüren, die halb herabgelassenen Portieren dringen gedämpfte Töne des Orchesters; dort im großen, glänzenden Saal drehen sich die Paare — niemand kümmert sich um die zwei jungen, glücklichen Menschen. Ach ja — so ein großer Ball hat auch was Schönes, wenigstens für die, die nicht des Balles wegen kommen.

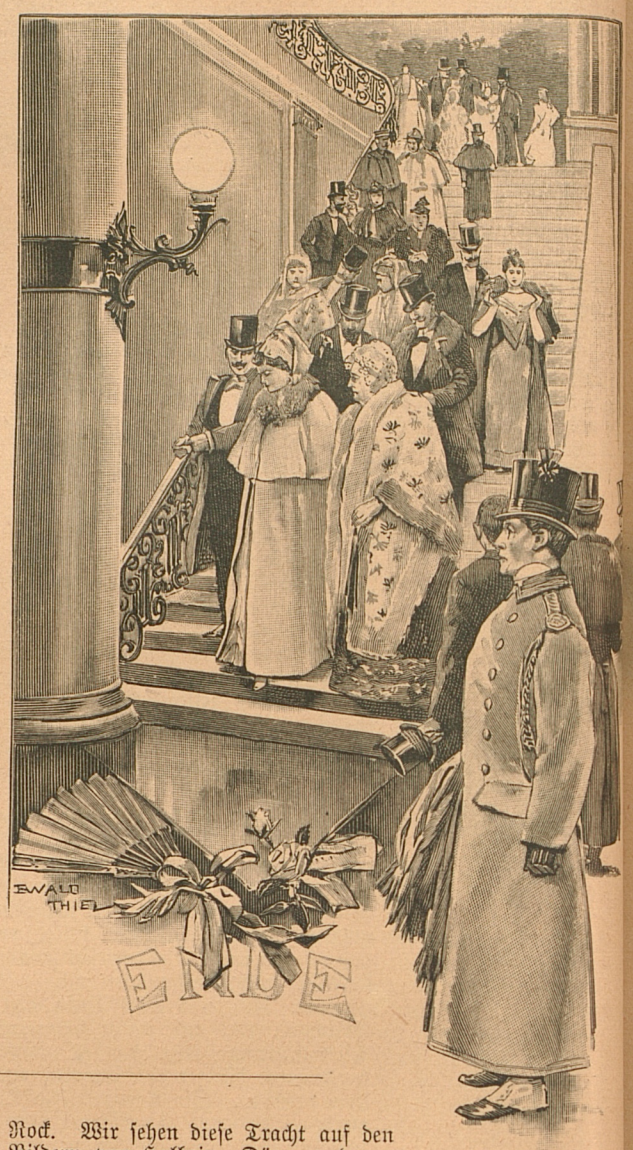
Doch nun ein wahrlich „schreckliches Vergnügen": die Wohlthätigkeitsbazare! Welchem jungen Mann, der von einer schwiegermütterlich gesinnten Dame ein Billet mit der Mitteilung erhält, daß ihre drei Töchter da und da in einem Wohlthätigkeitsbazar Blumen verkaufen, läuft nicht ein Schauder durch alle Glieder! Und doch sind diese Bazare für Frauen und Mädchen mit das Amüsanteste in der Saison. Man ist wohlthätig, opfert sich für die Armen und erprobt dabei die Macht seiner Augen, seines Lächelns. Ganz junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen und vornehme Damen aus der Gesellschaft verschmähen es nicht, mit Bekannten und Unbekannten zu kokettieren, ihnen immer wieder die weißen Hände hinzuhalten mit dem halb flehenden, halb um Entschuldigung bittenden: „es ist ja für die Armen!"

Für die Armen ist alles erlaubt, da darf man kokettieren, versprechen und nicht halten, auf eine Liebeserklärung mit einem Lächeln antworten, für einen wertlosen Gegenstand die größten Summen verlangen, sich verkleiden, kostümieren, Offizieren Wein und Liqueure kredenzen... Und wenn Gatten, Mütter, Väter ein wenig grimmig dreinschauen, so entwaffnet sie ein Wort: Alles für die Armen! — O Gatten, Mütter und Väter! Die Armen in der haute saison seid wahrlich ihr!

Lustig lachend, den Kopf zum letzten Scherzwort nach rückwärts geneigt, in Mäntel und Spitzentücher eingehüllt, schreiten fast Nacht für Nacht unsere Frauen und Töchter die teppichbelegten Stufen hinab und plaudern — noch nicht auf der untersten Stufe angelangt, von der nächsten bevorstehenden Gesellschaft.

Theater, Konzerte, Bälle und kleine Gesellschaften wechseln in bunter Reihe ab. Keine Ruhepause in dem bewegten Treiben, wenig Freunde unter all den vielen Bekannten, kein behaglicher Verkehr, nur Geselligkeit, aber eben das heißt ja die „haute saison" in der Großstadt!

Olga Wohlbrück.



Der Modewechsel — ein Gesetz.

Plauderei von Emilie Bratzky.

Nachdruck verboten.

Bei jedem Wechsel der Mode wird ihr der Vorwurf gemacht, sie sei nicht nur unbeständig, sondern auch unselbständig, sie vermöge nichts Neues zu schaffen und lehne sich an entschwundene Zeiten; ihre Ideen schöpfe sie aus dem Schutt und den Trümmern vergangener Jahrhunderte. Wir wollen gern zugeben, daß sie dies thut, müssen aber bestreiten, daß sie willkürlich und nach Laune verfahre.

Wie alles in der Welt, steht auch die Mode unter bestimmten Gesetzen; sie ist abhängig von der Strömung der Zeit und hat überdies mit den unverrückbaren Formen des menschlichen Körpers zu rechnen. Wie weit sie sich indessen zeitweise davon zu entfernen wußte, wie sehr sie den edlen Fluß der Linien zu stören und zu verwischen verstand, das hat sie mit der „Verdugale, der Krinoline, der Wespentaille" und den turmhohen, karikierten Haarfrisuren redlich gethan. „Nicht so redlich wäre redlicher gewesen" dürfen wir mit Lessing sagen. Immer wieder hat sie sich aber nach solchen Extravaganzen und tollen Seitensprüngen den schönen und edlen Formen des menschlichen Körpers genähert, ist sie wieder natürlicher geworden.

Wenn es aber heute an der Tagesordnung ist, nach alten Gemälden, Elfenbeinschnitzereien, Schmucksachen und dergleichen zu suchen, sodaß man für diese Sucht, sich mit alten Teppichen und Geräten zu umgeben, sogar den neuen Namen „morbus Schliemanniensis" erfunden hat, wenn Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker bei ihren Arbeiten immer wieder aus dem Borne der Vergangenheit schöpfen, oder doch aus dem, wo diese selber es gethan, der ewig und unermüdlich schaffenden Natur, dann müssen wir auch der Mode das Recht zugestehen und den ihr gemachten Vorwurf als ungerecht zurückweisen. Auch der Mode muß erlaubt sein, was den freien Künsten gestattet ist, auch sie steht wie diese unter bestimmten Gesetzen und mit ihnen in einem kausalen Zusammenhange. Es sind geschichtliche, weltbewegende Ereignisse, die sich in der Kunst und in den Trachten wiederspiegeln.

Die Zeit der Reformation brachte mit der Freiheit des geistigen Lebens auch eine einfache, bequeme und doch dezente Tracht, unter den üppigen, prachtliebenden Ludwigs von Frankreich veränderte sie sich ganz unglaublich, bis zur Schamlosigkeit entblößten die Frauen die Brust, und selbst sittenstrenge Frauen folgten dem Wirbel, der die Menschheit erfaßte.

Wir dürfen nun allerdings auch hier nicht vergessen, daß es früher viel schwerer war, in dieser Beziehung „gegen den Strom" zu schwimmen, denn die Herrschaft der Mode war eine absolute, ihre Dekrete glichen russischen Ukasen. Es gab bestimmte Rang- und Kleiderordnungen, denen sich niemand entziehen durfte. Polizeiliche Erlasse, obrigkeitliche Ermahnungen und selbst Drohungen, welche die Geistlichkeit von den Kanzeln herab an ihre verirrten Schäflein richtete, geben uns allerdings den Beweis, daß die Gesetze allzugern umgangen wurden. Was würden heute die Frauen unserer Professoren und Doktoren sagen, wenn ihnen die augenblicklich aktuellen Sammetärmel wohl erlaubt, ein sammetnes Kleid aber verboten wäre? Im siebzehnten Jahrhundert war dies thatsächlich der Fall, und doch standen diese Frauen in der Rangordnung jener Zeit noch über dem niederen Adel. Auch die Verbrämung ihrer Kleider mit Sammet oder Pelzwerk durfte ein bestimmtes Maß nicht überschreiten, wie denn bekanntlich auch ihre „güldenen Ketten" nicht mehr als zweihundert Gulden kosten durften.

Die antike Kleidung aller Kulturvölker bestand in Gewändern, die eigentlich nicht angezogen, sondern angelegt wurden; es waren meist shawlartige, mehr oder minder breite und lange Gewandstücke, die in geschickter, malerischer Weise um den Körper drapiert wurden. Die Stelle unseres Korsetts nahm bekanntlich eine schmale Binde von purpurner Farbe ein, die um Brust und Taille gewunden, der Figur Halt und Festigkeit verlieh. Gewissermaßen eine Erinnerung an diese antike Gewandung bildete noch der in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts unvermeidliche türkische Shawl, ein oft sehr kostbares Gewebe, das in keinem Brautkorbe, den nach französischer Sitte jeder Bräutigam seiner Erwählten am Hochzeitsmorgen überreicht, fehlen durfte. Heute ist der Shawl, dieser letzte Rest der antiken Gewandung, völlig von der Bildfläche verschwunden, aber wer weiß, ob die Mode nicht auch einmal dieses Gewandstück aus der alten Truhe hervorholt und den Shawl zu neuem Leben und neuem Glanz erweckt.

Von den mittelalterlichen Moden sind nur sehr magere Berichte auf uns überkommen; in einer Chronik aus dem elften Jahrhundert wird erzählt, daß einzelne Frauen es versuchten, die Gestalt durch enge Kleidung zur Geltung zu bringen. Bis dahin waren die Gewänder weit, sackartig, während der Mantel ähnlich der antiken Art um den Körper gelegt wurde. Auch einzelne Männer folgten diesem Zuge, und namentlich sollen dies Geistliche in den Klöstern gethan haben. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts singt Wolfram von Eschenbach:

„Die Maget war zu Maße schlank,
Inmitten schmal und runde schwank."

Das wäre bei den sackartigen Kleidern nicht möglich gewesen, und in der That finden wir sie auch hier an Taillen und Hüften anschließend. Man versah sie in der Taille mit Längsschnitten, und es wurden die Oeffnungen dann mit goldenen und silbernen Schnüren zusammengezogen. Der wellige Fluß der Körperlinien verlief nach unten in anmutigen Falten und leichter, seitlich geraffter Schleppe. Die ganze Figur erschien natürlich, dabei reizvoll und elegant. Diese Veränderungen wurden freilich nur von den vornehmen Frauen und Jungfrauen vorgenommen, die breiten Massen des Volkes wagten dies nicht und durften es auch nicht. Um die Zeit der Reformation wurden, wie wir schon oben sagten, die Kleider wieder freier und bequemer. An eine kurze, nur bis unter die Brust reichende Taille kräuft sich der lange, weite Rock. Wir sehen diese Tracht auf den Bildern von Holbein, Dürer und anderen Meistern dieser Zeit, bis mit der etikettesüchtigen, spanischen Herrschaft die lange, spitzschnebbige Wespentaille erscheint mit der „Verdugale", einer Polsterung um die Hüften, der sogenannten „gallischen Tugend". Mit dem Reifrock verbindet sich die breite, steife, von Männern und Frauen getragene Halskrause, die Heine mit einem großen Teller vergleicht, auf dem citronengleich das Haupt einer ihm mißfallenden Sennorita ruht.

Die Niederländer fügten sich, wie in politischer Beziehung, so auch in der Mode nicht ohne weiteres dem Zwange, und wir finden auf Gemälden aus dieser Zeit bei ihnen außerordentlich reizvolle Gestalten. Die runde Taille hat eine natürliche Länge, der Rock fließt in malerischen Falten hernieder, die Aermel sind unseren jetzt modernen bauschigen Aermeln sehr ähnlich, der Halsausschnitt ist frei und dabei von höchster Dezenz, und köstliche Spitzen umranden ihn und den glatten Unterärmel.

Mit den politischen Stürmen des dreißigjährigen Krieges ändern sich die Formen, sie sind den steifen und geschraubten Moden nicht günstig, der Reifrock und die Verdugale fallen und eine freiere, bequemere Kleidung macht sich wieder geltend. Doch schon zu Ende des Jahrhunderts, unter der nunmehrigen Herrschaft König Ludwig des Vierzehnten verlängert und verengert sich die Taille, bis unter der Maitressenherrschaft zur Zeit Ludwig des Fünfzehnten wieder der Reifrock in die Erscheinung tritt. Das Haar wird gepudert, vermutlich um das graue zu verbergen, Schminken, Schönheitspflästerchen und was dergleichen Auswüchse mehr sind, finden immer weitere Verbreitung. Die Mode hat nur den einen Zweck, zu gefallen und aufzufallen, man greift zu allen nur denkbaren Mitteln, um diesen Zweck zu erreichen, und endlich gipfelt sie in den ungeheuerlichen Frisuren, die an die Schöpfungen von Wahnsinnigen gemahnen. Wohl hatten auch die stolzen Römerinnen schon Besonderes in der Haartracht geleistet, denn Juvenal sagt von ihnen in dieser Beziehung: „Sie bauet Stockwerk auf Stockwerk," sie hatten die Haare gelb und rot gefärbt oder sich Perücken aus den schönen gelben und roten Haaren unserer deutschen Vorfahren gemacht, aber was war das im Vergleich mit den turmhohen Gebäuden, in denen Schiffe mit flatternden Wimpeln schaukelten, meterhohe Federbüsche schwankten und mit denen die Damen im Wagen oder in der Sänfte knien mußten, weil die Höhe der Frisur das Setzen nicht gestattete.

Erst mit der französischen Revolution kehrte, natürlich erst nach allerlei weiteren Ausschreitungen, eine einfache, vernünftige Tracht wieder. Der Puder verschwand aus den Haaren, die natürlichen Locken flatterten um das Antlitz, und man erachtete das Tragen von falschem Haar fast als eine Schande. Das dezente, graziöse Busentuch erschien, und überall machte sich Einfachheit und Bescheidenheit geltend. Die hohen Stöckelschuhe sind verbannt, und man tänzelt auf leichten Schuhchen durchs Leben, die mit schwarzen Bändern kreuzweise über weißen Strümpfen an den zierlichen Füßen befestigt sind. Dazu spielt das weiße

Kleid eine gewaltige Rolle, und jede Frau hat das Zeichen ihres Fleißes und ihrer Thätigkeit, den unvermeidlichen Ridicule, am Arme.

Das Wort Salomos: „Alles hat seine Zeit", findet ganz besonders in der Mode seine Anwendung. Die Menschen werden der einfachen Formen bald überdrüssig, und um so eher, je üppiger und selbstsüchtiger ihr Leben sich gestaltet. In den glanzvollen Tagen der schönen französischen Kaiserin Eugenie kam die Krinoline zum drittenmale an die Oberfläche, ihr folgten die ungeheuren Haarwülste, und die Zöpfe nahmen unheimliche Dimensionen an. Die Stöckelschuhe, die Tournüre, alle jene Auswüchse mußten noch einmal ertragen werden, und wir können daher getrost annehmen, daß sie in dem Kreislauf des Lebens wieder einmal zum Vorschein kommen werden. Augenblicklich können wir so ziemlich zufrieden sein mit dem, was uns die Mode erlaubt, wenn dies alles auch nicht neu, sondern aus den Vorbildern der Vergangenheit hervorgegangen ist

Aber auch wir sehen unsere Zeit sich in den Moden abspiegeln. Die angestrebte Emanzipation einzelner Frauen macht sich auch in der Kleidung geltend. Häufig sehen wir Damen, deren Garderobe einen fast männlichen Charakter zur Schau trägt. In England gehen einzelne Damen der besten Gesellschaft noch weiter, sie wünschen den „geteilten Rock", was doch nichts weiter ist, als eine Umschreibung für Beinkleid. So sehr wir das Ringen der Frau nach Selbständigkeit ehren und anerkennen, so sehr wir ihnen Erfolg in allen vernünftigen Forderungen wünschen, so wenig kann man mit solchen Gleichheitsbestrebungen in der Tracht einverstanden sein. Das Begehren ist hier nicht auf soziale Erfolge, auf ideale Güter gerichtet, es ist meist nichts weiter als die Sucht, aufzufallen, etwas Besonderes hervorzubringen ohne Rücksicht auf andere. Mit einem Wort, es ist der Egoismus in neuer Form, der solche Forderungen stellt. Das Weltenrad dreht sich unaufhörlich nach bestimmten, gleichmäßigen Gesetzen, und wie willkürlich die Mode auch beim ersten Blick erscheinen mag, sie ist es doch in Wahrheit nicht; auch sie muß sich einer höheren Gewalt beugen, der alles, was da lebt und webt, unterthan ist.

Das Fleisch in der Küche.

Nachdruck verboten.

II.

Dem gemäß unserer früheren Betrachtung* rationell zubereiteten Kochfleisch kommt im Geschmack und Wesen das gedämpfte (gedünstete) Fleisch sehr nahe. Dadurch, daß das Wasser nur in Dampfform einwirkt, ist seine lösende Kraft aber noch geringer als beim Kochen. Die Umwandlung der Bindegewebe-Substanz, die die einzelnen „Fleischfasern" (Muskelbündel) und die ganzen Muskeln umgiebt, in löslichen Leimstoff, bereitet auch hier den Verdauungssäften einen leichten Zugang zu der Fasersubstanz. Der Wasserverlust ist zwar höher als beim Kochen, aber die gleichmäßige Durchtränkung der Fleischmasse läßt diese doch saftig erscheinen. Das Verfahren eignet sich besonders für zartere Fleischsorten, Geflügel, Kalbsschnitten und dergleichen, die keine größere Hitze zum Aufweichen erfordern; und da die Wasserdämpfe wie das kochende Wasser nur 100° warm sind, demnach auch bei diesem Prozeß keine wesentliche Zersetzung und Bildung brenzlicher Stoffe eintritt, so zeichnet sich das gedünstete Fleisch durch besondere Milde aus und ist für Genesende und für Leute von schwachem Magen ganz besonders zu empfehlen. — Durch Anwendung überhitzter Dämpfe in geschlossenen Töpfen (Papinscher oder Umbachscher Topf) kann die Aufweichung, also das Garwerden, wesentlich beschleunigt werden. Sonst eignet sich Heussis Bratapparat und der Kunzesche Schnellbrater, in denen das Fleisch nur mit ganz wenig Wasser angesetzt wird, vortrefflich zum Dämpfen des Fleisches. Alle diese Kochgefäße sind möglichst geschlossen zu halten, damit das Aroma nicht entweicht. Die vielfach angewandten Zusätze von Fett haben nur den Zweck, das Anbrennen zu verhüten, wenn etwa der Boden des Gefäßes, der vom Fleisch berührt wird, über die Siedhitze des Wassers erwärmt sein sollte.

Eine Mittelform zwischen Dämpfen und Braten ist das Schmoren, wobei das Fleisch zunächst in Fett angebraten wird, bis durch Entwickelung brenzlicher Stoffe ein Satz zur Herstellung einer braunen Sauce gewonnen ist und das Fleisch eine braune Kruste bekommen hat, worauf es im zugedeckten Gefäß durch die Dämpfe des ausgetretenen oder zugesetzten Wassers vollends gar gemacht wird.

Die verschiedenen Verfahren des Bratens stimmen überein in der Anwendung einer erhöhten Hitze. Eine solche wird gewöhnlich durch die Verwendung von Fett erzielt, das erst bei viel höherer Temperatur sich verflüchtigt als das Wasser, freilich nicht ohne schon vor diesem Punkte sich zu zersetzen. Diese Zersetzung führt wie die der Fleischrinde zur Bildung brenzlicher Stoffe, die dem Bratfleisch den charakteristischen Geschmack verleihen und dem gesunden Magen als Würze dienen. Bei übermäßiger Zersetzung, die sich durch stärkere Bräunung andeutet, fallen diese Produkte aber dem Magen beschwerlich; am leichtesten sind sie zu vertragen bei milden Fettarten, wie Gänse- und Schweinefett. Zur Vermeidung der Ueberhitzung des Fettes dient ein Zusatz von Wasser, das, wenn es schon 100° warm ist, zum Verdampfen noch viel Wärme aufnimmt.

Die verstärkte Hitze macht das Verfahren besonders für größere Stücke zweckmäßig. Die Beschleunigung aber, die die Verstärkung der Hitze bewirkt, bringt es leicht mit sich, daß das Fleisch im Innern nicht völlig gar und noch blutig ist, indem hier 56° C. noch nicht erreicht sind, bei welcher Temperatur der Blutfarbstoff gerinnt. Indes wird die blutige Beschaffenheit des Inneren vielfach geradezu gewünscht; daß solche Braten aber leichter verdaulich wären, ist nicht erwiesen. Soll aber auch das Innere völlig gar sein, werden die äußeren Teile leicht zu trocken.

Ein möglichst gleichmäßiges Durchbraten erzielt man, wenn man die Hitze nicht gleich von Anfang an sehr stark sein läßt, damit sie Zeit hat, ins Innere einzudringen, ohne dieses wesentlich über 70° zu erwärmen, was der Saftigkeit des Bratens nicht förderlich sein würde. Trotz der Bildung einer stärkeren Kruste von geronnenem Albumin und brenzlichem Fett, die man sich hüten muß mit der Gabel zu durchstechen, ist der Wasserverlust größer als beim Kochen, nämlich etwa zwanzig Prozent. Doch trägt der aus dem Innern entweichende Dampf sehr zur Auflockerung der Fleischsubstanz bei.

Da kleinere Fleischstücke verhältnismäßig mehr Oberfläche haben, erhält man bei solchen umsomehr brenzliche Stoffe, die dann den Eigengeschmack des Fleisches mehr oder weniger verdecken und einen feinen Gaumen nicht befriedigen können. Für solche Stücke, Karbonaden, Beefsteaks u. s. w., können wir aber die Vorteile der verstärkten Hitze ohne Anwendung von Fett erzielen durch den Rost. Es ist also ein großer Mißgriff, wenn die Hausfrau meint, auch bei der Anwendung des Rostes das Fleisch mit Fett begießen zu müssen! Viel feinere Ergebnisse erzielt man ohne dieses, besonders wenn man eine gleichmäßige Hitze anwendet und häufig umdreht. Damit die Verbrennungsprodukte der Heizstoffe nicht ins Fleisch ziehen, röste man auf der überhitzten Herdplatte oder über nicht dunstender, besonders präparierter Kohle, wie sie zu dem zweckmäßigen Bratrost „Steward" von Max Elb in Dresden geliefert wird.

In der Wirkung kommt das Rösten mit dem Braten am Spieß überein, das für Geflügel und kleine Säugetiere (Spanferkel) oder Teile von größeren vorzügliche Ergebnisse liefert, für größere Stücke aber die Gefahr mit sich bringt, daß das Fleisch innen vollständig roh ist. Beim Braten am Spieß ist Uebergießen mit Fett nicht zu entbehren; der abträufelnde Saft wird in einem untergesetzten Gefäß aufgefangen. Beständiges Drehen des Spießes läßt die Hitze eines offenen, nicht dunstenden Holzfeuers gleichmäßiger auf das ganze Fleisch einwirken und wird durch ein besonderes Uhrwerk herbeigeführt. Für den einfachen Haushalt ist dies verfeinerte Verfahren des Luxus, das auf die ursprünglichste Bereitungsweise der Urvölker zurückgreift, nicht leicht anzuwenden, aber auch entbehrlich.

Dr. H. G. H.

* Vergl. S. 84.

Unterhaltungs-Aufgabe.

Die folgenden Zeilen bilden, wenn die einzelnen Wörter richtig geordnet werden, ein Gedicht in Reimen.

Es zünden nicht aus allen Funken Flammen,
Und Zeit allein kann die Keime zeitigen.
Doch auch ich war liedertrunken, jung wie du,
Und in Reime wandelt' ich, was ich fühlte.

So thöricht wie ein Bube war ich damals,
Der kaum erblickt ein Vogelnest im Busch,
Stolz in seine Stube mit der Beute eilt,
Eh' noch ein Vöglein sich pickte aus dem Neste.

Anders bin ich jetzt. Abgestreift ist längst
Auf bunte Liederkränze schon mein Hoffen.
Wenn mir zur Rose reifet, ist's mir genug,
In jedem Lenze auch nur eine Knospe.

Wie lautet das Gedicht?

Rösselsprung-Aufgabe.

		ver-	grün	noch	trittst	lung	baum	kes	trö-	
		fällt	o	zweif-	bens	stehst	du	ihm	ver-	
al-	du	o	der	zel	im	so	schnau-	ste-	glük-	in	freun-
thut	les	les	und	hoff-	du	le-	kest	dor-	ben	will	zum
let	men	in	hoff-	ge-	wur-	ben	flieh'n	des	rin	de	and'-
al-	lich	weicht	seh-	an	nung	win-	des	rau-	ret	kran-	die
ar-	quä-	wenn	sech-	nung	wenn	die	sonst	the	wür-	re	freu-
glück-	schon	al-	des	let	te	la-	les	ist	es	letz-	ken
-lrs	dem	te	grün	uns	hoff-	um-	noch	de	blü-	den	welt
wenn	nung	ed-	ihn	rech-	wenn	al-	best	mag	und	zeigst	te
		mer	hoff-	les	doch	nung	glück	ihm	gut		
		weicht	len	im-	uns	al-	ist	ihn	das		

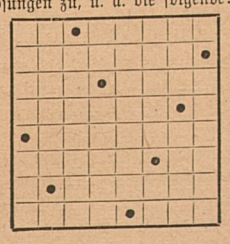
Kreuzgruppe.

1. 0 0 0
2. 0 0 0
3. 0 0 0
4. 0 0 0 0 0 0 0 0 0
5. 0 0 0 0 0 0 0 0 0
6. 0 0 0 0 0 0 0 0 0
7. 0 0 0
8. 0 0 0
9. 0 0 0

Nach dem Muster der vorstehenden Figur arrangiere man: 1. einen Titel eines katholischen Geistlichen, 2. einen Schweizer Kanton, 3. einen männlicher Vornamen, 4. einen Komponisten, 5. eine beliebte Nummer aus Lohengrin, 6. einen Komponisten, 7. eine gefeierte Opernsängerin, 8. ein Gotteshaus, 9. ein Mineral.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Seite 85.

Diese Aufgabe läßt mehrere Lösungen zu, u. a. die folgende:



Auflösung der viersilbigen Charade mit Logogriph Seite 85.

Fensterscheibe (Fenster, finster; Scheibe, Scherbe).

Auflösung des französischen Rätsels Seite 85.

Oiseau

Neue Musikalien.

Loibl, E., „The Roses". (Verlag von Bosworth u. Co., Leipzig und London.)

Auch mit deutschem Text ist dieses wehmutsvolle Rosenlied erschienen, das durch seinen warmen, leidenschaftlichen Ton, durch die leise hindurchzitternde Sehnsucht nach verlorenem Glück eine ergreifende Wirkung ausübt. Wie warmer Frühlingsregen die starre Erde erweicht, wird das innig empfundene Lied selbst auf kaltsinnige Zuhörer seinen Eindruck nicht verfehlen.

Meyer-Helmund, Erik, „Petite Valse mélancolique" und „Petite Sérénade". (Ebenda erschienen.)

Der Komponist bietet in diesen beiden eigenartigen Salonstücken Perlen von seltener Schönheit, die auf Kenner und Laien in gleicher Weise ihre Anziehung ausüben. Besonders der valse mélancolique ist eine fesselnde Schöpfung, von Lisztschem Hauche durchweht.

Godard, Charles, „Joli moulin". (Ebenda erschienen.)

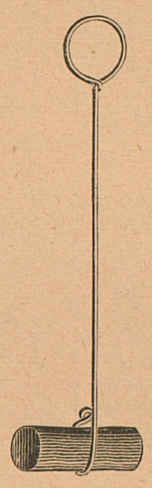
Durch die frisch-fröhlichen Klänge des hübschen und graziös komponierten Charakterstückes hindurch meint man das Rauschen des Mühlbaches, das lustige Klappern der Räder zu hören, Frühlingsluft zu spüren. Auch die technischen Schwierigkeiten sind nicht allzu bedeutend in Anbetracht des hübschen Effektes, den die reizvolle Komposition hervorbringt.

Maier, Anton, „Zur Rosenzeit". Sechs Lieder. (Ebenda erschienen.)

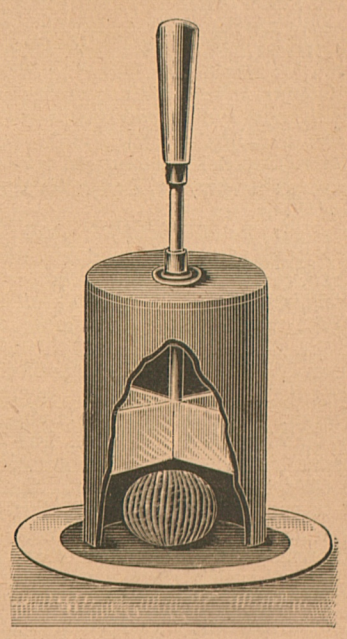
Der Titel genügt zur Charakterisierung der Lieder, in denen der Frohsinn lacht und mutwillige, kleine Liebesgötter ihr neckisches Wesen treiben. Nur das vierte Lied, „Das Blümchen", ist voll Trauer und Schwermut, aber von schöner Klangfärbung und voll poetischen Zaubers, dem man sich nur schwer entziehen kann.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer Feueranzünder aus Kieselgur. Ein kleiner, cylinderförmiger Pflock aus Kieselgur ist an einem Halter von verzinntem Draht befestigt, mittelst dessen der kleine Apparat gehandhabt wird. Gießt man einige Tropfen Benzin oder Petroleum auf den Pflock, so werden sie bei der porösen Beschaffenheit des Kieselgurs sofort eingesogen und brennen, sobald man sie entzündet, langsam in gasartiger, großer Flamme ab, während der Kieselgurstoff vom stärksten Feuer völlig unberührt bleibt. Man steckt den kleinen Apparat, um das Heizmaterial in Brand zu setzen, sobald er entzündet ist, einfach in den Kochherd oder Ofen, indem man nur den Handgriff des Halters heraussehen läßt. Die Benzin- oder Petroleumflamme des Anzünders wird durch den Luftzug im Ofen noch stärker entfacht und teilt sich dem dort befindlichen Brennstoff in kürzester Zeit mit. Man vermeidet bei Benutzung des neuen Feueranzünders sowohl die Unannehmlichkeiten des langwierigen Anzündens mit Hilfe zerkleinerten Holzes, sowie die Gefahr, die das Feueranmachen mittelst Aufgießens von Petroleum auf das Heizmaterial mit sich bringt. — Vor den bisherigen, kohlenartigen Anzündern besitzt der kleine Apparat den Vorzug des sicheren Erfolges und der vollständigen Geruchlosigkeit, sowie der Unmöglichkeit einer Abnutzung, da Kieselgur, wie bemerkt, ein unverbrennbarer Stoff ist; auch läßt er sich aufs beste als Fackel bei Arbeiten im Dunkeln verwenden, denn er brennt, falls man etwas mehr Benzin oder Petroleum darauf gießt, längere Zeit hindurch. Preis 50 Pfg.



Neue Zwiebelschneidemaschine aus Weißblech. Das nebenstehend skizzierte kleine Gerät ist zum Zerkleinern von Zwiebeln für den Küchengebrauch bestimmt; es besteht, wie die Abbildung zeigt, aus einer Metallumhüllung, in der sich an einer Eisenstange ein kreuzförmiges Messer auf- und niederbewegen läßt. Der Apparat wird im Gebrauch einfach über die von ihrer Schale befreite Zwiebel gestülpt und mit der linken Hand festgehalten, während man mittelst der rechten den Griff des Messers faßt und es kräftig auf- und niederstößt. Hierbei ist nicht zu unterlassen, das Messer nach und nach langsam zu drehen, sodaß die Zwiebel in allen ihren Teilen gleichmäßig zerschnitten wird. Man zerkleinert bei Benutzung der neuen Maschine die Zwiebeln schneller, als dies bei der allgemein üblichen Anwendung des Küchenmessers möglich ist, erhält sie überdies gleichmäßiger geschnitten und verhindert, daß der scharfe Saft der Pflanze sich dem Geruch und Gesicht mitteilt oder das Auge reizt. Der Preis des neuen, praktischen Küchengerätes beträgt Mk. 2,50



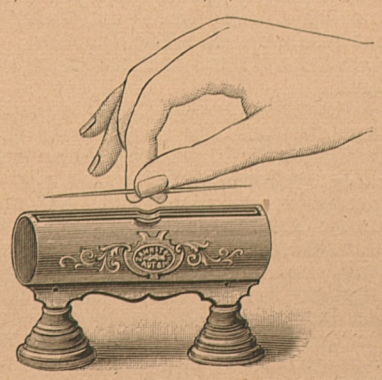
* * *

Bezugsquelle der vorstehend beschriebenen beiden Neuheiten: Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Korrespondenz.

Verschiedenes. A. v. P. in D. Falls Sie unbegleitet und fremd nach Berlin kommen, finden Sie bei der Fremdenführerin Frau Hedwig Angyalfi, die seit dem Jahre 1888 SW., Kochstraße 2, II wohnt, jede Auskunft und Beihilfe.

F. C. in Bamberg. Als Mandelkleie wird meist ein Gemisch von Seifenpulver mit Mehl, welches mit Bittermandelöl parfümiert wurde, verkauft. Zur Herstellung echter Mandelkleie muß der Preßkuchen, der bei der Mandelölfabrikation übrig bleibt, gepulvert werden; dies Pulver wird dann mit gleichviel Seifenpulver (sogenanntem „medizinischem") gemischt und nach Wunsch parfümiert.



Leipziger Metallwarenfabrik, Connewitz-Leipzig. Ihr sauber geprägter und vernickelter Zahnstocher-Automat ist eine hübsche Erfindung. Der leicht funktionierende Mechanismus erscheint unverwüstlich und dabei recht zierlich. In appetitlicherer Form kann man Zahnstocher gar nicht präsentieren.

Ella v. M. in Wien. Die „Aluminiumhochzeit" (die neueste Errungenschaft auf dem Gebiete der Familienfeste, wie sie kürzlich in einer märkischen Stadt begangen wurde) rangiert zwischen der silbernen und goldenen Hochzeit, feiert also ein 37½jähriges Eheleben.

Kunsthandarbeiten.

Nachdruck verboten.

Verzierungen über der Thür (Supraporten).

In älteren Häusern, auch in besseren Gebäuden in den kleinen Städten und auf dem Lande finden wir in der Regel über den Zimmerthüren keine weitere Verzierung; mit der abgrenzenden Holzleiste ist der Thürabschluß beendet, es ist oft noch ein 50—60 cm hohes Stück Wand darüber, und dann erst kommt die Decke. Nicht selten aber hat man den Wunsch, gerade hier über dem Thürsims ein vermittelndes Bindeglied zwischen Thürkante und Decke anzubringen, und verfällt hierbei gar nicht selten auf die Idee, ein Bild, das gerade anderswo keine Verwendung hat, als Aushilfestück zu benutzen, indem man es, gleichviel ob es hinpaßt oder nicht, mit der Unterkante auf die Thürverschalung setzt und, falls es zu groß sein sollte, nach dem Zimmer schräg einkippen läßt. Für diese primitive Art der Dekoration wollen wir versuchen, auf eine möglichst einfache Manier einen anderen ansprechenden und möglichst kostenlosen Ersatz zu schaffen.

Wir nehmen zu diesem Zweck die Breite der Thür und eine Höhe, die ganz nach Wunsch, jedoch nicht über 35—40 cm, d. h. nicht über $^1/_3$ der Länge hinaus genommen wird. Wir zeichnen uns die Größe auf einem entsprechenden Bogen Papier an, knissen diesen in der Mitte und skizzieren nun eine Seite bis zum Kniff ganz leicht mit Kohle. Beim Zusammenfalten des ganzen Bogens drückt sich die Kohlelinie auf der anderen Seite ab und ist jetzt leicht nachzuzeichnen. Zur weiteren Durchführung brauchen wir eine oder besser zwei starke, gute, graue Pappen, von denen uns die eine als Mittelstück dient, während wir die andere zur Hälfte teilen, um die noch fehlenden Seitenteile rechts und links zu bekommen. Die Kohlekontur wird nun auf die zusammengehefteten Pappstücke übertragen, der Umriß sodann ausgeschnitten, und es bleibt uns nur noch das Uebermalen.

Ob wir Tempera- oder Aquarellfarben nehmen, ob wir das Ganze in Oelfarben ausführen, bleibt sich gleich. Wir können jede Technik anwenden, und selbst die Brandtechnik oder die Art der Holzmalerei ist hier zu benutzen. Natürlich müssen wir uns eine Zeichnung, so groß wie das Original sein soll, anfertigen; wir pausen diese auf, ziehen die Kontur zuerst mit Bleistift nach und stellen dann den Umriß auf dem auszuführenden Material fest. Graue Pappe eignet sich sehr gut zum Aquarellmalen, auch für Deck- oder Gouachefarben, ebenso geeignet ist hierzu die Oelmalerei. Der Pappgrund muß nur so präpariert werden, daß die Fettfarbe nicht einschlägt. Wir überziehen deshalb den Pappbogen zwei- oder dreimal mit dünnem Leimwasser. Für die Brandtechnik und die Holzmalerei ist dagegen der graue Grund nicht recht zu verwenden, deshalb färben wir ihn holzartig braun, je nach Bedarf dunkler oder heller, ohne indes eine solche Tiefe zu erreichen, daß der Brand nicht darauf zu sehen wäre. Für dieses Anfärben nehmen wir wie gewöhnlich verdünntes, übermangansaures Kali oder Nußbaumbeize, behandeln dann aber die Pappe nach dem Brande wie nach der Aquarell- oder Holzmalerei, indem wir, um die Farbe mattglänzend zu fixieren, das Ganze mit einen klaren Spirituslack überziehen.

In der Malerei selbst giebt es einzelne Arbeiten, die, fertiggestellt, eine außerordentlich tüchtige Arbeitskraft, zum mindesten eine große Fertigkeit und technische Leistungsfähigkeit verraten, die aber trotzdem recht einfach herzustellen sind; zu dieser Art von Arbeiten gehört unser Thüraufsatz. Das Mittelfeld mit den Figuren kann höchstens 20—30 cm Höhe in Originalgröße haben und ist der einzige Teil, der wirklich etwas Kraft erfordert. Soll das Ganze farbig ausgeführt werden, so sind die Felder mit Weiß, dem hier und da etwas Blau hinzuzufügen ist, zu grundieren. Die Figuren werden braun konturiert, mit Deckweiß und Karmin, dem etwas Indischgelb zugefügt wird, ausgemalt, und für die Schatten im Fleisch wird Zinnober oder gebrannte terra sienna, dem etwas van Dykbraun beigegeben werden kann, verwendet. Gewänder und Flügel können rosa und gelb, jedoch nur in hellen Tönen, erhalten, im Gegensatz zu den Rosen, die etwas kräftiger gehalten werden dürfen. Das umfassende Ornament ist dunkelbraun, die höchsten Lichter durch Aufsetzen von Bronze, die mit Bronzetinktur gemischt wird, zu malen; der Grund bleibt ohne Farbe, und nur die Rosenguirlanden erhalten wieder kräftige Farben, die für das Laub aus Hell- und Dunkelgrün, Oliv oder Blaugrün, für die Rosen aus rotrosa und gelben, mit Weiß gemischten Tönen bestehen.

Einen Anhalt hierfür geben die wiederholt schon an dieser Stelle empfohlenen Vorlagen aus den Luxuspapiergeschäften. Der umgebende äußere Rand, sowie die obere Palmette und die seitlichen Schnecken sind an den Lichtseiten mit Deckweiß, die Schatten mit natürlicher Sepia zu zeichnen. Beim Brande sind die Pappen ebenso zu behandeln wie jede gewöhnliche Brandarbeit. Der Grund, mit Ausnahme der Felder, wird dann mit dem breiten Stifte punktiert, die Figuren mit dem spitzen Brennstift konturiert und dann leicht mit Schatten versehen.

Für Thüren, welche eine hohe Verzierung nicht vertragen, denen aber doch eine Unterbrechung in der Bekrönung ganz dienlich sein dürfte, sind die Schilder Nr. 2 und 3* bestimmt. Beide, aus Pappe geschnitten, lassen sich leicht in größere oder kleinere Formate umwandeln. Die notwendige Höhe giebt hier die Thürbekleidung. Für Brand würde sich bei diesen kleinen Flächen die helle Lederpappe sehr empfehlen. Zweige, Schrift und Blumen können recht gut in Farben und Bronzen ausgeführt werden. Ebenso würde es sich hier empfehlen, diese Schilder vom Tischler in Holz schneiden zu lassen und dann zu malen oder zu brennen. Das Holz müßte für diesen Fall ca. 2 cm stark sein. Das Schild wäre zur Befestigung anzuschrauben oder an einer mit Quasten dekorierten Schnur anzuhängen.

O. H.

* Pausen Nr. 1 (1,50 Meter, à Stück Mk. 3), Nr. 2 und 3 (à Stück Mk. 1,50) sind durch Frau A. Hülcker, Berlin W., Winterfeldstr. 32, zu beziehen.

Nr. 1—3. Verschiedene Supraporten.

Diner- oder Hochzeitstoilette.

(Hierzu die Abbildung Seite 103.)

Schmal gestreifter moiré antique und Sammet, in denen wir die feinen, rotvioletten Töne der Glorinie wieder finden, sind zu dieser eleganten Toilette verwendet, deren mit kurzer Schleppe geschnittener Rock aus Moiré mit Seide unterfüttert ist; den unteren Rand umgiebt eine Puffe aus violettem Sammet. Vorn öffnet sich der Rock über einem Tablier aus gleichem Sammet, und die vertikalen Ränder sind mit, sich nach unten hin verbreiternder, Alençonspitze garniert. Die kurze Corsage aus Sammet ist mit spitzem Ausschnitt gearbeitet, an diesem fichuartig mit breiter Alençonspitze bedeckt und vorn unter einer Brillantschnalle geschlossen; eine gleiche, kleinere Schnalle ziert ein violettes Halsband aus Sammet. Die vollen, bauschigen Aermel sind aus Moiré gebildet und schließen mit einer flachen Puffe aus Sammet ab.

Bezugquelle: Mme. Gradoz, Paris, rue de Provence 67.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „März".

Laue Westwinde verkünden das Nahen des Frühlings und das neue Gewand für die Natur wird vorbereitet. Plötzlich, über Nacht, ist es fertig, und die warme Sonne wird es den säumigen Menschen sehr eindringlich fühlbar machen, wenn sie nicht gleichfalls für die Frühlingskleider sorgen. Deshalb bringen wir schon jetzt, wo noch mehrere Wochen bis zur wirklichen Einkehr des Frühlings vor uns liegen, neue und anmutige Modelle, unter denen sich auch einige für angehende Backfischchen befinden.

Fig. 1 zeigt ein allerliebstes Kleid aus grün und rot gemustertem Wollenstoff für ein Mädchen von 10—12 Jahren in einem neuen Arrangement. Der hinten geschlossenen Futtertaille liegt eine vorn und hinten spitze, mit einem Stehkragen begrenzte Passe aus weinrotem Sammet auf; der Taille schließt sich ein mit Musselin unterlegtes Futterröckchen an. Der darüberfallende Rock aus Wollenstoff ist länger und wird der Passe gegengesetzt; am unteren Rande begrenzt ihn eine Frisur aus grünem Seidenstoff. Das Kleidchen erhält überdies zwei je 82 Cent. lange, 22 Cent. breite Garniturteile, die aus je zwei schrägen Blenden mit angekräuster Seidenfrisur bestehen. Sie werden dem Kleide am Passenrande gegengesetzt, kreuzen sich auf der Brust und schließen sich hinten unter einer vollen Stoffrosette. Die das Kleid vervollständigenden Aermel sind oben mit zwei vollen Puffen bedeckt.

Fig. 2 veranschaulicht ein sehr geschmackvolles Kleid aus braunem Velveteen mit sandfarbener Tunika, das ohne Umhang getragen wird. Den glatten Velveteenrock deckt die vorn lange, spitze Tunika aus Tuch, die sich nach hinten zu einem faltigen Schoß verkürzt und deren Rand ein reicher Passementeriebesatz aus brauner Seide ziert. Die glatte, schräg zu schließende Taille aus gleichem Stoff ist in ersichtlicher Weise mit Passementerieornamenten ausgestattet und mit einem Umlegekragen, sowie mäßigen Keulenärmeln aus Velveteen versehen.

Das Kleid für Mädchen von 9—11 Jahren, welches Fig. 3 darstellt, ist aus rotem Kaschmir gefertigt und mit Atlasband in verschiedener Breite, sowie mit schwarzer Spitze garniert. Auch für dieses Mädchenkleid richtet man zuerst die Futtertaille her, der sich ein Futterröckchen aus rotem Satin anschließt. Für die Passe näht man den Kaschmir in schmale, senkrechte Säumchen und garniert sie mit plissierten schwarzen Spitzen, durch welche schmale rote Bändchen gezogen werden. Das Röckchen, das sich der Passe anfügt, ist gerade geschnitten und wird unten in mehrere breite Säume genäht. Eine volle Schleife aus Atlasband schmückt die Brust, und von ihr aus ziehen sich Bänder in ersichtlicher Weise nach hinten, die hier ebenfalls mit voller Schleife schließen. Die Keulenärmel sind so geschnitten, daß sie oben einen vollen Puff bilden, und werden am Handgelenk mit einer Schleife verziert. Epaulettartige Teile aus schwarzer plissierter, mit Band durchzogener Spitze werden mit in das Armloch gefaßt und mit einigen Stichen auf den Aermeln befestigt. Schmetterlingsschleifen aus rotem Atlasband auf den Schultern geben dem Kleide den letzten Schmuck.

Fig. 4 bringt ein elegantes Kleid aus „frisé" in Blaugrau und Rot zur Anschauung, das zu einem glatten Rock eine Jacke mit doppeltem Schoß zeigt. Gerade in dem verschiedenen Laufen der Streifen liegt ein besonderer Reiz des Arrangements, das bei dem eleganten, voll wirkenden Stoff naturgemäß nur sehr einfach sein kann. Die spitzen, doppelten Revers, sowie der Umlegekragen an der Taille sind mit dunkelblauem Moiré bedeckt und der doppelte Schoß der Jacke hinten geschlitzt. Mäßig weit dürfen auch nur die Keulenärmel des Kleides sein. Die Jacke schließt ein Jabot aus crêmefarbener, façonnierter Seide ein, das oben breit auseinanderfallende Schleifen formiert und in flachen Falten unter dem Gürtel des Rockes verschwindet.

* * *

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Herrmann Gerson: Fig. 1 bis 3; J. A. Heese, Leipzigerstr. 87: Fig. 4.

Neue Bücher.

„Vasantasena" oder „Das irdene Wägelchen." Leipzig, A. G. Liebeskind. — Das bekannte altindische Schauspiel, das dem König Sjudraka zugeschrieben wird, ist, wohl aus Anlaß des großen Bühnenerfolges der Pohlschen Bearbeitung jetzt von einem Gelehrten, Herrn Dr. Michael Haberlandt, aus dem Indischen ins Deutsche übertragen worden. Bei dem allgemeinen Interesse an diesem Stücke wird die hier gebotene Gelegenheit, das Originalwerk dem Sinne nach kennen zu lernen, gewiß manchem erwünscht sein.

„Unsere Lieblinge." Ein Strauß deutscher Dichtung von Frida Schanz. Zürich, Th. Schröter. — Die bekannte gemütvolle und tiefsinnige Dichterin bietet hier eine erlesene, alphabetisch nach den Autoren geordnete Sammlung von Poesien unserer besten deutschen Dichter, die in dem hübschen Einband eine Zierde jedes Weihnachtstisches bilden.

„Illustriertes Buch der Patiencen." Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller). — Der uns schon in siebenter Auflage vorliegende, künstlerisch ausgestattete Band enthält 60 Patiencespiele, deren jedem einzelnen eine farbige Abbildung zur Veranschaulichung der Lage der Karten beigegeben ist. Die Beschreibung der einzelnen Spiele ist klar und leicht faßbar; auch ist Gelegenheit gegeben, nach eigenem Gefallen kleine Abänderungen mannigfacher Art vorzunehmen.

„Der Opernführer." 2. Teil, Textbuch der Textbücher von W. Lackowitz. Berlin, Verlagsanstalt Urania. — Im Anschluß an den vor etwa Jahresfrist erschienenen „Opernführer" desselben Verfassers erscheint hier ein zweites Buch, das die damals fortgelassenen älteren und inzwischen erschienenen neueren Schöpfungen der Opernlitteratur ergänzt und vervollkommnet. Die Auswahl war noch sehr reich, und so bringt das Werkchen in der bekannten Form und musterhaften Schreibweise des Verfassers die aktweise Inhaltsangabe weiterer 112 Opern, wobei noch die neuesten Werke: „Die Rantzau" (Mascagni), „Die Bajazzi" (Leoncavallo), „Fallstaff" (Verdi), „A Santa Lucia" (Tasca) und die jüngste Preisoper von den Musteraufführungen in Gotha: „Die Rose von Pontevedra" (Forster) Aufnahme gefunden haben. Auch die erst jetzt in Deutschland größeren Kreisen bekannt gewordenen Opern von Smetana „Die verkaufte Braut" und „Der Kuß" sind berücksichtigt.

Von „Meyers Konversationslexikon" ist bereits der 3. Band in der neuen Auflage erschienen. Als ein Wunder deutscher Arbeit und Gründlichkeit bezeichnete die „Times" diese neue Auflage des Meyerschen Konversationslexikons, und in der That kennzeichnet sich dies großartige, encyklopädische Werk als eine aus großem Fleiß und hoher Schaffenskraft hervorgegangene Gesamtdarstellung des heutigen Wissens und Könnens. Bei der illustrativen Ausschmückung ist auch in dem vorliegenden 3. Bande verständigerweise auf die Bedeutung der technischen Wissenschaft für die Gegenwart Rücksicht genommen. Zu den besten Leistungen des Farbendrucks zählen in diesem Bande wohl die Abbildungen: Birnen und Blattpflanzen. Besonderer Aufmerksamkeit wird sich auch die Farbendrucktafel: Faksimile von Gutenbergs 42zeiliger lateinischer Bibel erfreuen. Unter den zahlreichen Text-Illustrationen macht sich die Vermehrung der Situationspläne von Weltverkehrsplätzen bemerkbar; auch die reichen kartographischen Beigaben sind mit großer Sauberkeit ausgeführt.

„Majolika-, Fayence-, Porzellan-Malerei." Vorlagen und Motive von Irene Braun, O. Fikentscher, F. Hein und G. Kampmann. 20 Tafeln in Farbendruck mit erläuternden Konturblättern und einer praktischen Anleitung (München, Verlag von Fr. Bassermann). — Obwohl die Zahl von Verlagswerken, die das Bedürfnis der Frauenwelt nach Arbeit hervorruft, nicht gering ist, kommt der unparteiische Beurteiler doch verhältnismäßig selten dazu, ein voll anerkennendes Urteil aussprechen zu können, sei es, daß die Auswahl der Muster nicht tadellos, sei es, daß die technische Ausführung der Blätter zu wünschen übrig läßt. Die vorliegende reichhaltige Sammlung verdient uneingeschränktes Lob und warme Empfehlung, denn das hier gebotene, von bewährten Händen zusammengestellte Vorlagenmaterial präsentiert sich in vorzüglichster Farbendruckwiedergabe.

„Ja oder Nein?" betitelt sich ein sogenanntes „Photographie-Album des Geistes und der Seele" (Nürnberg, Hans Zeder u. Co.), eine Art Erinnerungsbuch zum Einschreiben, das wohl für diejenigen, die an der Sitte des Poesie-Albums festhalten, eine willkommene Neuerung bedeuten dürfte. Daß ein allgemeines Bedürfnis für solche Bücher vorliegt, vermögen wir freilich nicht zu glauben.

Alle für den „Bazar" bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, **ohne Beifügung eines Namens**, zu adressieren: **An die Redaktion des „Bazar", Berlin SW., Charlottenstraße 11.**

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu Koloriertes Stahlstich-Modenbild „März".